

Zum 50. Geburtstag:

DIE LEUENBERGER KONKORDIE IM FOKUS



Liebe Leserin, lieber Leser!

Oft wundere er sich, wie pessimistisch europäische Christinnen und Christen über ihre Kirche sprechen. Diesen Satz aus afrikanischer Perspektive äußert Pater Jean Luc Enyegue, Direktor des Historischen Instituts der Jesuiten in Nairobi, in der ZEIT Anfang Februar. Ein optimistischer und bis heute leuchtender Meilenstein europäischer Christentums-geschichte ist die Leuenberger Konkordie, die in diesem Jahr ihr 50 jähriges Jubiläum feiert. Neben diesem Schwerpunkt beginnen wir mit authentischen Artikeln unsere Reihe über Biografien von badischen Pfarrerinnen und Pfarrern, diesmal mit der spannenden Frage: Was hat sie bewegt, das Amt der Pfarrerin bzw. des Pfarrers zu ergreifen und was ist dann im Lauf der Jahre daraus geworden? Abgerundet wird unser Heft mit einem Anstoß aus der Pfarrvertretung und sehr interessanten Buchbesprechungen.

Viele Christinnen und Christen in Afrika haben ein kaum erträgliche Leidensgeschichte erlebt oder erleben sie noch. Aber oder und: ihre Zahl wächst. Ihr Glaube trägt sie auf besondere Weise durch das Leiden hindurch. Pater Enyegue wundert sich über unseren wahrscheinlich doch recht leidensfreien europäischen Pessimismus mit der Frage: „Wenn wir selbst nicht optimistisch sind, wie wollen wir anderen dann Hoffnung machen und den Glauben verbreiten?“ Die Frage ist ja, woher der Optimismus kommt oder kommen soll. Tragfähigen Optimismus kann man sich wahrscheinlich nur gegenseitig machen, so wie ge-

genseitig und miteinander in Leuenberg etwas Außergewöhnliches entstanden ist. Also: statt pessimistische Lamentogemeinschaft eine optimistische Lob-Gemeinschaft.

Mit herzlichen Grüßen in die Frühjahrszeit mit ihren länger werdenden Tagen hinein. Bewahren Sie sich Ihr Staunen über Gottes große Taten gerade im Kleinen.

Ihr



Hinweis auf die nächste Ausgaben

Folgende Schwerpunktthemen sind in unseren nächsten Pfarrvereinsblättern mit dem entsprechenden Redaktionsschluss geplant

- Heft 5/6-2023: „Zum 80. Todestag von Sophie Scholl: Zusammenhalt und Demokratieförderung als Herausforderung für die Kirchen?“, Redaktionsschluss 15. März 2023
- Heft 7/2023: Unter freiem Himmel – Pilgern als Ausdruck evangelischen Glaubens, Redaktionsschluss 15. Mai 2023

Wir freuen uns über all Ihre Zuschriften, Beiträge und Gedanken.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende, an die Schriftleitung.

Die Leuenberger Konkordie: nur noch Selbstverständlichkeit oder Grundlage für theologischen und ökumenischen Fortschritt?

■ Prof. Dr. Johannes Ehmann blickt in seinem erhellenden Artikel auf Entstehung und Ertrag der Leuenberger Konkordie zurück. Zugleich fragt er nach der Bedeutung der badischen Union für die Entstehung der Leuenberger Konkordie.

„Was der alten Väter Schar /
höchster Wunsch und Sehnen war /
und was sie geprophezeit, /
ist erfüllt in Ewigkeit.“
(EG 12.V 3)

Prophezeiungen haben es schwer, besonders, wenn sie als erfüllt gelten. Und Jubiläen entsprechend auch, wenn historisch Errungenes (und Erkämpftes!) nur noch als selbstverständlich angesehen wird: „War das je anders?“ – „Was war denn davor?“ – „Ach, tatsächlich?!“ Ein paar Fakten seien ins Gedächtnis gerufen:

1. Der Ertrag der Leuenberger Konkordie

Die Leuenberger Konkordie vom 13. März 1973 ist eine theologische Erklärung (declaratio) reformatorischer Kirchen zur Erzielung von *Kirchengemeinschaft*. Der Begriff der *concordia* (herzliche Eintracht) ist alt und begegnet in der evangelischen Kirchengeschichte immer wieder (Wit-

Die Erzielung eines bekennend-kirchengründenden Konsenses wird nicht nur aufgegeben, sondern zugunsten eines „gemeinsamen Verständnisses des Evangeliums“ in den Hintergrund gerückt

tenberger Konkordie 1536; [luth.] Konkordienformel 1577; [alte] Konkordienkirche Mannheim [zerstört]; Konkordienkirche Karlsruhe [wo heute die Pyramide steht]. Der Begriff ist wichtig, denn er vermeidet bewusst den des *Konsenses* wie auch den einer *Union*. Schon darin wird deutlich, dass es sich bei der LK keineswegs um ein Dokument theologischer „Artigkeiten“ handelt, sondern um ein hermeneutisch höchst komplexes Dokument: Die Erzielung eines bekennend-kirchengründenden *Konsenses* wird nicht nur aufgegeben, sondern zugunsten eines „gemeinsamen Verständnisses des Evangeliums“ in den Hintergrund gerückt. Historisch ist der Versuch einer konsensualen Bestimmung als gescheitert anzusehen, theologisch wird er nun für obsolet erklärt. Es verwundert nicht, dass ein konservatives Luthertum daran heftige Kritik geübt hat – in der Überzeugung, dass eben die Konkordienformel dieses gemeinsame Verständnis des Evangeliums final zum Ausdruck bringt.

Zur „Schonung“ des Luthertums wird freilich auch der Begriff der *Union* vermieden. Allzu sehr erinnert *Union* an die bitteren Kämpfe innerhalb der (alt-)preußischen Kirche und der evangelischen Kirchen des preußischen Staatsgebietes (nach 1864/66). Vor allem im letzten Drittel des 19. Jahr-

hundreds geriet die Union unter Verdacht, quasi die Kirchbildung des Liberalismus (und seiner Forderung nach Bekenntnisfreiheit) darzustellen.

Die LK ist ein europäisches Dokument; sie schleppt aber die spezifisch deutschen Verwerfungen der Kirchengeschichte wie eine Fußfessel mit sich. Die Verwerfungen kulminierten im „Kirchenkampf“ (1933–1937).

2. Die Notwendigkeit der Leuenberger Konkordie

Die Sorge vor einer unionistischen, gar reformierten „Unterwanderung“ des

kirchlichen Widerstands prägte bereits die Barmer Synode 1934. Das ungelöste Problem einer (nicht bestehenden) innerpro-

testantischen Ökumene hat den kirchlichen Widerstand geschwächt. Welches Widerstandspotential sollte eine „Bekennende Kirche“ entfalten, wenn ihr Bekenntnisbegriff eher kirchendiversifizierend als -einend empfunden wurde? Und zweifellos erwiesen sich die deutschen Unionskirchen strukturell anfälliger für die DC-Bewegung als die lutherischen Kirchen. Als Durchbruch einer Bewegung, die schließlich in die Erklärung von Leuenberg 1973 mündet, kann die Erklärung der bekennenden Provinzialsynode von Halle 1937 gelten. Hier wurde ein Gordischer Knoten zerschlagen.

- Mit dem *Unionsgedanken* wurde Kirchengemeinschaft als Abendmahls-gemeinschaft für möglich erklärt.

- Mit dem *Bekenntnisgedanken* war die Kirchengemeinschaft nicht als willkürliches Gebilde „erfunden“, sondern basierte auf dem Bekenntnis zur *promissio* (Verheißung) Jesu Christi, der sich den Glaubenden in Wort und Sakramenten schenkt.

Es war also eine Konzentration des Bekenntnisbegriffs, nicht seine Auflösung, der Kirchengemeinschaft als Abendmahls-gemeinschaft ermöglichte.

Das Überschießende der Hallenser Synode war die Rückbindung der Präsenz

Christi im Abendmahl an neugewonnene *exegetische* Einsichten. Damit folgte die Synode dem auch in der Konkordien-

formel ausgesprochenen Grundsatz der fortwährenden Prüfung des Bekenntnisses an der Heiligen Schrift. Bekenntnisse sind wandelbar, wenn die Einsichten aus der Schrift sich wandeln.

Halle „verhalte“ nicht. Aber erst Ende der 1940er Jahre konnte innerhalb der EKD der Impuls aufgenommen werden. Sei-

nen produktiven Niederschlag fand er in den „Arnoldshainer Thesen“ von 1957, die als direkter Vorläufer der

Leuenberger Konkordie und der dadurch gewonnenen Kirchengemeinschaft gelten können.

Als Durchbruch einer Bewegung, die schließlich in die Erklärung von Leuenberg 1973 mündet, kann die Erklärung der bekennenden Provinzialsynode von Halle 1937 gelten

Bekenntnisse sind wandelbar, wenn die Einsichten aus der Schrift sich wandeln

3. Die Konkordie als gemeinsames Verständnis des Evangeliums

Was ermöglicht Kirchengemeinschaft? Die Antwort des Luthertums (aber auch der Reformierten) im 16. und 17. Jahrhundert war: der Konsens im Bekenntnis als der erkannten Wahrheit des Evangeliums. Die LK antwortet anders: Es ist das gemeinsame Verständnis des Evangeliums, und auch die Pluralität (innerhalb) dieses gemeinsamen Verständnisses macht Kirchengemeinschaft möglich, wenn ein Grundkonsens hinsichtlich der Rechtfertigung des Menschen, der Taufe und des Abendmahls erreicht ist. Dieser Grundkonsens steht dann auch (und eben erst seit 1973) über dem Ordinationsvorhalt der einzelnen Landeskirchen.

Zweifellos stehen Pluralität und Konsens in einer gewissen Spannung zueinander, aber 100%ige Konsense sind

dogmatisch (und menschlich) so unmöglich wie kaum wünschenswert. Vielmehr rückt die Frage des Konsenses in den Horizont des Schriftprinzips als Entdeckung der Vielstimmigkeit (nicht Vieldeutigkeit!) der Schrift. Evangelische Gemeinde wird zwangsläufig und verheißungsvoll zur Auslegungsgemeinschaft (Chr. Schwöbel).

Vielmehr rückt die Frage des Konsenses in den Horizont des Schriftprinzips als Entdeckung der Vielstimmigkeit (nicht Vieldeutigkeit!) der Schrift

4. Leuenberger Kirchengemeinschaft – Erbe auch der badischen Union?

Es gibt einen unfreundlichen und einen freundlichen Blick auf die Union. Der unfreundliche Blick nimmt nur eine bekennniseretzende Tendenz wahr; der freundliche Blick (nun auf die badische Union)

wird nun tatsächlich eine überraschende gemeinsame Tendenz der LK und der badischen Unionsurkunde (UU) bemerken.

- a Die LK spricht vom gemeinsamen Verständnis der Wahrheit des Evangeliums – die UU von der Wahrheit, wie sie der Welt im Evangelium offenbar geworden ist.
- b Diese Wahrheit (pro me in Wort und Sakrament) ermöglicht nach der LK Kirchengemeinschaft; nach der UU ist sie beiden (nun zu vereinigenden) Kirchen seit jeher gemeinsam.
- c Nach LK sind es neue exegetische Einsichten, die ein gemeinsames Grundverständnis des Abendmahls (als Grundlage der Kirchengemeinschaft) ermöglichen, was auch die Anerkennung der kirchlichen Ämter impliziert. Nach UU war es die fortschreitende Forschung in der Schrift, die jetzt (1821) die Kirchenvereinigung ermöglichte.
- d Union und Kirchengemeinschaft unterscheiden sich im Gemeinsamen – der semantische Widerspruch ist auszuhalten. Auf der Basis des evangelischen Grundkonsenses (s.o. b) sind in LK Bekenntnisse und Traditionen inkludierend legitimiert (hins. der Beitrittskirchen), hinsichtlich der Kirchengemeinschaft auch relativiert. Die badische Union geht einen Schritt weiter und verbindet den exegetischen Konsens mit (einerseits) Kircheneinheit (Unio) und (andererseits) einer relationalen Bekenntnisbindung (1855) – fassbar in der Confessio Augustana und den Katechismen Luthers bzw. Heidelbergs (Confessio).

So führt der dankbare Blick auf den Leuenberg theologiegeschichtlich zweifellos auch in die Niederungen Badens – von der Konkordie zur Union und wieder zurück.

Beide Phänomene sind entwicklungsfähig und entwicklungsbedürftig. Aber jedes Nachdenken über eine, unsere!, evangelische Kirche wird sich an den Eckpunkten Schrift(auslegung), Bekenntnis (als Auslegungsregel) und schriftgemäße Gestalt der Kirche zu orientieren haben, in Baden und Europa. Dann besteht gewisse Hoffnung auf eine „Kirche in der Kraft des Geistes“ – *spiritus sanctus non (est) scepticus* (Luther).

■ Johannes Ehmann, Heidelberg

So führt der dankbare Blick auf den Leuenberg theologiegeschichtlich zweifellos auch in die Niederungen Badens – von der Konkordie zur Union und wieder zurück

Literatur:

Leuenberger Konkordie. Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa; in: Bekenntnisschriften der Evangelischen Landeskirche in Baden. Band 1 Textsammlung, bearbeitet von Wolfgang Vögele, Karlsruhe o.J.; Johannes Ehmann (Hrsg.), Die Kirchen der Union. Geschichte – Theologie – Perspektiven, Leipzig 2019.

Unsere neue Reihe zu Biografien von Pfarrerinnen und Pfarrern beginnt mit der Suche nach Beweggründen, dieses Amt zu suchen, es zu ergreifen und in seinen verschiedenen Ausprägungen zu leben. Die beiden scheidenden Pfarrpersonen im Prälatenamt geben einen beeindruckenden Einblick in ihre Beweggründe über all die Jahre und lassen sich auch als Worte des Abschieds und Nachlasses aus ihrem Amt lesen. Dazu Gedanken und Perspektiven eines Gemeindepfarrers zu seinen Beweggründen, die auch außerhalb seiner selbst, im Wort, lagen und liegen.

Maulbeerfeigen wachsen an vielen Orten – Berufsbiographische Reflexionen am Beginn der Schabbat-Etappe

■ **Selbst staunend, ruhig leidenschaftlich und bildreich angetrieben von einer tiefen spirituellen Theologie beschreibt der in den Ruhestand gehende Prälat von Nordbaden Traugott Schächtele seine eigene Biografie als Pfarrer und resümiert: Das Abenteuer, dessen Stationen für ihn nicht absehbar waren, würde er wieder gerne eingehen.**

Manchmal bin ich mir vorgekommen wie Amos. Ich wollte einfach nur meine Maulbeerfeigen züchten. Gute Früchte, die ich mit Lust pflege, hege und ernte. Nicht zum Selbstzweck. Denn zuletzt sollen sie doch anderen zugutekommen. Ersinnen und „erschreiben“ wollte ich diese Früchte. Ich hatte mich zu diesem Zweck nach dem Abitur bereits in einem Studiengang für Journalismus und Volkswirtschaft eingeschrieben.

Nicht dass Kirche für mich vorher keine Rolle gespielt hätte. Ein in gutem Sinne frommes Elternhaus, das „Vereinshaus“ einer landeskirchlichen Gemeinschaft,

Mitarbeit in der kirchengemeindlichen Jugendarbeit, die über Jahre beinahe alle meine zeitlichen Freiräume in Beschlag genommen hatte, Jungschar und Jugendgruppe vor Ort, jugendpolitisches Engagement auf der Ebene des Bezirks und der Landeskirche bis hin zum Vorsitz der Landesleitung der Evangelischen Gemeindejugend. Kirche ja, aber im Ehrenamt!

Und dann wurde ich aus meiner beschaulichen Lust zum Maulbeerfeigenzüchten herausgerissen. Zumindest ein bisschen wie Amos. Vor dem Beruf Pfarrer stand die Berufung zur Freude an der Theologie während meines Zivildienstes in einer Freiburger Pfarrgemeinde (1976–1978). Ich war kurzfristig vor den Prüfungsausschuss für Kriegsdienstverweigerer geladen und von dem auch als solcher anerkannt worden. Aus der Traum vom Journalistikstudium! Stattdessen Jugendarbeit und Seniorenarbeit, theologische Dispute über Gott und die Welt, über Kirche und Theologie, Andachten und Bildungsveranstaltungen. Der Griff nach dem leiden-

schaftlichen Maulbeerfeigenzüchter ist sehr subtil erfolgt. Gottes Geist wirkt wohl auch subkutan sehr erfolgreich, geht unter die Haut, ohne dass wir es bisweilen merken. Zumindest bei mir war es so.

Mitten in meiner Zivildienstzeit die lebensbiographische und dann natürlich auch berufsbiographische Kehrtwende! Im Rückblick ist es ein nicht in seine einzelnen Bestandteile aufzulösender Cocktail: Elternhaus und Jugendarbeit habe ich schon benannt. Religionsunterricht und Peergroup kommen dazu. Ebenso die politischen Zeitumstände, die das Eintreten für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung als unverzichtbaren Auftrag erscheinen lassen (auch wenn diese Trias erst bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen im Jahre 1983 in Vancouver so zusammengebunden wird). Der derart gestellten Aufgabe war – so schien es – nicht anders zu entsprechen als in der Weise des tatkräftigen Engagements, um die Welt zum Guten zu verändern. Doch all das hätte nicht gereicht, wäre nicht auch ein Unverfügbares dazugekommen. Die zunächst zwar plausible, aber mitnichten zwingende Entscheidung, Theologie zu studieren trägt auch ein Geheimnis in sich. Nein, nicht die Entscheidung Pfarrer zu werden. Das kam später dazu. Da ging's noch einmal um anderes. Zuerst kam die Theologie, dann die Option Pfarramt. Manchmal beruft der liebe Gott in

Gottes Geist wirkt wohl auch subkutan sehr erfolgreich, geht unter die Haut, ohne dass wir es bisweilen merken

Theologie zu studieren trägt auch ein Geheimnis in sich

homöopathischen Dosen. Zumindest bei mir lag darin das Geheimnis des Erfolgs dieser Strategie. Die volle „Geist-Dröhnung“ (man verzeihe mir diesen Begriff!) hätte ihr Ziel verfehlt.

Beim Rückblick auf meine Berufsbiographie nehme ich sechs Etappen wahr. Jede mit eigener Motivation. Jede mit spezifischen Herausforderungen. (Fast) jede verbunden mit einer Urkunde, auf Elefantenhaut gedruckt, bischöfliche Unterschrift inklusive. Mittlerweile habe ich davon – nicht von den Maulbeerfeigen – eine ganze Sammlung.

Zunächst – *Etappe eins* – die *Jugendarbeit*. Ihr verdankt sich alles, was folgt. Die Erfahrung, dass sich Glaube auch ganz anders darstellen lässt und artikulieren kann als in dem, was meine Kindheit geprägt hat. Der jugendpolitische Freiraum, der sich ein ums andere Mal neue Strukturen erdenkt und diese in Satzungen und lebendige Gestaltung umsetzt. Dazu viele Menschen, die mich in ihrer Offenheit die Gemeinschaft des Leibes Christi ganz neu erfahren lassen. Der emanzipatorisch ausgerichtete Ansatz der damaligen Jugendarbeit. Keine Frage: Hier wurde für mich das Fundament für alles gelegt, was sich daran anschloss.

Danach – *Etappe zwei* – das *Studium*. Fünf privilegierte Jahre (1979–1984). Wunderbare Studienorte: Tübingen, Frei-

burg, Basel und Heidelberg. Uns Studierenden (die damals noch allesamt Studenten hießen) gehörte die Welt. Theologische Entwürfe waren dazu da, verworfen zu werden. Wachsen am Widerspruch. Lieber unterwegs sein als am Ziel. Große Namen am Katheder – und dann doch oft auch nur Theologie in kleiner Münze. Aber die Lust verschwindet nicht, sie wächst. Auch am Ende immer noch kein „Stand“punkt. Dafür aber klare biographische Richtungsentscheidungen.

Die erste führte in eine viereinhalbjährige Unterbrechung des scheinbar klar vorgezeichneten Weges. Für mich ließe sich, so sagte man mir, kein Lehrpfarrer im Raum Heidelberg finden. Aber eben dort hat meine Frau gerade eine neue Stelle angetreten. Sie soll halt wieder aufhören, sich auf die Rolle als Pfarrfrau einstellen. Stattdessen werde ich Diakoninnenmann! Ich nehme eine Auszeit, gestalte viereinhalb Jahre (1984–1989) als Elternzeit für Väter, lange bevor diese gesetzlich verankert ist. Die Leitungsverantwortlichen der Kirche fanden daran damals keinen Gefallen. Das ließ man mich mehr als deutlich wissen. Ich selbst habe die Zeit im Familienmanagement durchweg als gewinnbringend und erfahrungsreich erlebt. Für unsere wachsende Kinderschar. Für mich, persönlich und als Theologe. Am Ende war auch noch Freiraum für eine Dissertation. Noch einmal vertieftes Nachdenken übers allgemeine Priestertum – ehe das Pfarramt mit Macht neue und weniger individuell

gestaltbare Struktur in mein mir bis dato in großer zeitlicher Freiheit entgegenkommendes Leben bringt.

Etappe drei: die Arbeit in der *Gemeinde!* Die Königsdisziplin, wenn's darum geht, die Theologie ins Leben zu ziehen. Lehrvikariat, Pfarrvikariat (noch nicht Probendienst!) und Gemeindepfarramt – stringent aufeinander folgend (KA-Wolffartsweiler, Rheinau-Freistett, Ettlingen, 1989–1998). Der junge, leidenschaftliche Theologe entscheidet sich für das, was zeitlebens dann nicht mehr in Frage steht: die Kommunikation des Evangeliums in der Weite der möglichen Spielarten! Die

Die Arbeit in der Gemeinde!
Die Königsdisziplin, wenn's
darum geht, die Theologie ins
Leben zu ziehen

Möglichkeit des Pfarreseins wandelt sich zur gewählten berufsbiographischen Option. Wenn das damals dennoch keine Selbstverständlichkeit

gewesen ist, dann wegen der begrenzten Aufnahmekapazität des Systems Kirche für fertig ausgebildete Pfarrerinnen und Pfarrer. Dass damals nicht alle in den Pfarrdienst übernommen werden konnten, die doch gebraucht wurden, die doch auch erfolgreich ausgebildet worden waren und die mit Lust in den Pfarrberuf starten wollten – es war die Folge einer ökonomisch gewiss in Verantwortung für die Zukunft und das Ganze getroffenen Entscheidung – und doch ist darin für mich auch ein Stück Schuldgeschichte der Kirche hineinverwoben.

Ich jedenfalls wurde die Prägung durch die Arbeit in der Gemeinde nie mehr los. Sie war nach den in dieser Hinsicht zunächst eher noch zögerlichen Jahren des

Studiums einer mit Bedacht und großen Erwartungen getroffenen Entscheidung entsprungen. Und jede der weiteren Aufgaben musste, das war mir klar, mit der Möglichkeit verbunden sein, wie in einem „berufsbiographischen Viereck“ predigend, lehrend sowie seelsorglich und diakonisch handelnd im Einsatz sein zu können. Gottseidank gab es für mich einen Weg, auf dem das möglich gewesen ist.

Etappe vier bot diese Möglichkeit im Dekanat in Freiburg (1998–2007). Die Gemeinde weitete sich zum Bezirk, die Bestandteile der „Pastoral-Mixtur“ änderten sich nur in den Proportionen. Aber auch diese Aufgabe schmeckte nach Pfarramt. Die Jahre ständiger Strukturdiskussionen, neuer gemeindlicher Zuschnitte und anderer Formen und Bilder, Kirche zu gestalten, konnten an Erfahrungen anknüpfen, die ich der Jugendarbeit auf landeskirchlicher Ebene verdanke. Ehrenamt und berufliche Tätigkeit erweisen sich plötzlich als ganz eng miteinander verzahnt.

Mit einem Mal verschiebt sich das Gewicht dann ganz deutlich in Richtung *Lehre*, aber so, dass sich eigentlich nur in den Vordergrund schiebt, was vorher schon da gewesen ist. Ich öffne mich für *Etappe fünf* (2007–2010). Die Lehrbeauftragung an der Evangelischen Hochschule ist fast schon ein Jahrzehnt alt, ehe ich die Professur übernehme, die Arbeit mit Prädikantinnen und Prädikanten gehört als bezirklicher Auftrag schon in die Anfangsjahre im Gemeindepfarramt, jetzt kommt die landeskirchliche Verantwortung für die Ausbildung hinzu.

Sonntagmorgendliche Einsätze als Prediger sind auch in der neuen Beauftragung eine Selbstverständlichkeit. Die Frage nach dem Weg ins Pfarramt weitet sich zu der nach den Möglichkeiten der Kommunikation des Evangeliums in noch einmal ganz anderer Form. Die Begegnung mit Diakoninnen und Diakonen sowie Prädikantinnen und Prädikanten bereichert mich – bis heute! Hier liegen, obgleich auch immer wieder misstrauisch beäugt, immer noch faszinierende Schätze unserer Kirche.

Die *sechste Etappe* ist die, deren Ende auch das Ende meiner beruflichen Tätigkeit markiert. In den Jahren als Prälat in Nordbaden (2010–2023) bündelt sich alles, was vorher bisweilen wie einzelne Puzzleteile unverbunden nebeneinander liegt. Das in nach eigener Erfahrung freieste Amt in den vielerlei Möglichkeiten, Pfarrerin oder Pfarrer zu sein, ist in gewisser – und scheinbar paradoxer! – Weise das passivste: Ich rufe nicht, ich werde gerufen. Ins Gespräch und auf die Kanzel. In die Begleitung von Menschen in Krisensituationen, in Gremien und in vielfältige Formen, als „Gesicht der Kirche“ im Einsatz zu sein und wahrgenommen zu werden.

Etappe sieben, die nun folgt – ob sie, wie im biblischen Schöpfungsbericht der siebte Tag, dem *Sabbat* vergleichbar wird? Ich kann nur ahnen, was kommt. Und mich darauf verlassen, dass auch diese Etappe wie die vorausgegangenen ihren eigenen Reiz hat. Aber ehrlich gesagt: Ich habe hier eigentlich keinerlei Zweifel, gerade weil der Charme dieser besonderen

Form des pfarrlichen Schabbats zumindest zunächst nicht einfach nur im Nichtstun liegen wird.

Auf allen Etappen aber gilt: Motiviert, gelockt, aber auch dankbar und zufrieden gemacht hat mich die Möglichkeit, Menschen im Angesicht Gottes ein Stück Weggeleit zu geben. Dabei lag der Reiz der mir ermöglichten Weisen, Pfarrer zu sein, nicht nur in den je unterschiedlichen Ämtern selber. Es gibt auch durchlaufende Linien und kirchliche Verantwortungs-orte jenseits der Stellenbeschreibungen und -zuschreibungen. Auch daraus habe ich eine durchtragende Motivation empfunden. Drei für mich prägende will ich nennen, sie tragen – neben anderem – meine Lust am Pfarrersein auch über die Grenze des Ruhestandes hinaus.

Zum einen die *Diakonie* in ihren verschiedensten Ausformungen zwischen Kita und Nachbarschaftshilfe vor Ort, den bezirklichen Einrichtungen, den großen freien Trägern quer über die Landeskirche verstreut bis hin zu den verfassten Formen im Spitzenverband des Diakonischen Werkes unserer Landeskirche. Ich konnte – und kann! – mir ein Pfarrersein ohne den direkten Bezug zu der Weise, in der Diakonie Kirche ist, schon sehr bald nicht mehr vorstellen. Diakonie öffnet den Blick von Menschen für die Kirche, indem sie selber in faszinierender Weise Kirche ist.

Der andere prägende Ort meiner kirchlichen Erfahrungen und eine Quelle meiner Lust an Kirche ist die *Ökumene*. Die vor Ort und die weltweit zu erlebende. Die

ACK ist für mich hier gleich auf mehreren Etappen zum unverzichtbaren, konkreten Lernort geworden. Für mich ist Ökumene dann am Ziel, wenn ich die anderen Weisen, Gott zu feiern, nicht als störend oder als Konkurrenz, sondern als Quelle meiner eigenen Bereicherung erlebe. Davon hat mich meine Mitarbeit in der ACK, zuletzt im Blick auf ganz Baden-Württemberg, ein ums andere Mal kosten lassen.

Natürlich ging mein Pfarrersein nie ohne die *Bibel*. Von ihr zu lernen, von ihrer das eine Mal nüchternen, das andere Mal poetischen Weise, von Gott zu reden, unter Bezug auf die Bibel Gott in der Welt im Gespräch zu halten, im kleinen und großen Gegenüber von Menschen, das gehört zu den vornehmsten Aufgaben des Pfarrberufs. In der Mitarbeit in der Landesbibelgesellschaft in Baden kann ich etwas von diesem Gewinn zurückerstatten. Mit neuen Choraltexten alte Melodien zum Strahlen bringen – auch das gehört je länger je mehr zu den eigenen Färbungen meiner Ausgestaltung des Pfarrberufs. Auch das ist also ein Beweggrund, sich auf diesen Beruf einzulassen: das Bemühen, von Gott nicht nur richtig und wahr, sondern auch poetisch und schön zu reden. Hier kann man hinter den Ansprüchen nur zurückbleiben. Aber sie dranzugeben, das durfte nie eine Möglichkeit sein.

Begleitet hat mein Pfarrersein auch der Verein, der auch für die Herausgabe dieser Blätter in Verantwortung steht. Seit meiner Zeit im Lehrvikariat habe ich dem Vorstand des *Evangelischen Pfarrvereins Baden* angehört, als Vertreter der „Unständigen“, als Vorsitzender und zuletzt als Eh-

renmitglied des Vorstands. Was an Arbeit zu leisten war (die Sicherung der Krankenhilfe war ein Dauerthema über Jahrzehnte) wurde durch den freundschaftlich-kollegialen Kontakt und die Begegnungsmöglichkeiten bei den Tagen badischer Pfarrerinnen und Pfarrer mehr als aufgewogen. Nicht das Thema „Standes“vertretung stand und steht da im Mittelpunkt, sondern die Geh- und Motivationshilfe im Beruf. Die neu eröffnete Reihe zu den Berufsbiographien, in deren Zusammenhang auch dieser Beitrag steht, legt davon Zeugnis ab. Und bei meinen jetzt schon zwei Nachfolgern im Amt des Vorsitzenden weiß ich die Belange des Vereins immer in guten Händen.

Maulbeerfeigen zu züchten, das hat mich herausgefordert. Und manchmal kommt's mir vor, als habe mich der liebe Gott einfach immer wieder nur den Maulbeerfeigenhain wechseln lassen. Habe ich doch meine Feigen immer wieder neu auch im anderen Hain ersinnen und erschreiben, ehrlich gesagt, häufig auch erglauben können. Herausgefordert und motiviert hat mich die Möglichkeit eines Berufes auf der Grenze, der immer die Möglichkeit bietet, ein anderes und ein Übriges zu tun. Das fällt für mich mehr in die Waagschale als eine geordnete Wochen- und Tagesstruktur mit garantierten und klar definierten zeitlichen Freiräumen. Aber ich weiß auch: Die mit mir leben, werden das häufig auch ganz anders erfahren haben.

Herausgefordert und motiviert hat mich die Möglichkeit eines Berufes auf der Grenze, der immer die Möglichkeit bietet, ein anderes und ein Übriges zu tun

Eine wesentliche Herausforderung der Zukunft des Pfarrberufes wird – neben anderem – darin bestehen, beides miteinander zu verbinden: die Freiheit des Dienstes und die Begrenzung seiner Ansprüche. Dann werden die Feigen im Pfarr-Hain umso süßer und köstlicher schmecken. Und wir werden Menschen finden, die sich auf das Abenteuer der himmlischen Berufe einlassen. Hätte ich es noch einmal zu entscheiden, ich würde es auch wieder tun!

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

„Das Leben ist nicht ein Fromm-Sein,
sondern ein Fromm-Werden.“

■ **Ihren Werdegang vom Elternhaus bis zu ihrem beginnenden Ruhestand geht die scheidende Prälatin von Südbaden Dagmar Zobel nach und stellt selbst einige Umwege und Überraschungen fest. Mit Luther versteht sie ihren inneren Weg als ein stetes Werden, das sie selbst dankbar und froh in den Ruhestand treten lässt.**

Wenn alles so gekommen wäre, wie ich mir mein Leben im Alter von 10 Jahren vorgestellt habe, würde ich heute als Ärztin, am liebsten als Chirurgin mein Brot verdienen, römisch-katholisch sein

und in Karlsruhe leben, eine andere Stadt kannte ich zum damaligen Zeitpunkt nicht. Dass ich heute als südbadische Prälatin der Evangelischen Landeskirche in Baden mit Sitz in Freiburg demnächst in den Ruhestand verabschiedet werde, **lässt ahnen, dass es in meinem Leben einige Umwege und Überraschungen gab.**

Ich wurde 1956 in Karlsruhe geboren, älteste Tochter eines Elektrikers und einer Sekretärin. In den folgenden fünf Jahren folgten drei weitere Geschwister, wir waren also eine sog. „kinderreiche Familie“, was damals wie heute ein gewisses Armutsrisiko bedeutete.

Mein Vater kam aus einer engagierten Arbeiter- und Gewerkschafterfamilie, war kirchenkritisch und mit Stolz proletarisch, meine Mutter stammte aus einem katho-

In meinem Leben gab es einige Umwege und Überraschungen

Wir gingen auf die Straße gegen den Vietnamkrieg, für die Freiheit der afrikanischen Völker ...

lischen, konservativen Dorf, das gab so manche Diskussion um das rechte Weltverständnis. Wir Kinder wurden katholisch getauft und nahmen auch volkskirchlich-distanziert am kirchlichen Leben teil, ohne dass Glaube und Religion zu Hause wirklich eine Rolle spielten. Der katholische Kirchenraum erschien mir als Kind ein Ort „heiliger Welt“ zu sein, als Jugendliche bekam dieses Bild immer mehr Brüche.

Auf diesem skizzierten Hintergrund scheinen bestimmte Themen auf, die seit meiner Kindheit latent und manchmal manifest vorhanden waren und mit denen ich

mich in meinem Leben auch beruflich auf sehr unterschiedliche Weise immer wieder auseinandergesetzt habe:

Das ist das Thema Gerechtigkeit und Teilhabe, das ist das Thema Heilung und Heilsein, und das ist das Thema der unverbrüchlichen Menschenwürde und die vielfältigen Formen von Beschämung in unserer Gesellschaft. Meine Grundschullehrerin unterstützte engagiert meinen Wechsel aufs Gymnasium.

Ich besuchte ein Mädchengymnasium in Karlsruhe, naturwissenschaftlicher Zweig und konnte mich mit meinen Lebens-themen gut im politischen Protest Anfang der 70er Jahre wiederfinden.

Wir gingen auf die Straße gegen den Vietnamkrieg, für die Freiheit der afrikanischen

schen Völker, gegen die Hochschulrahmengesetze, gegen Fahrpreiserhöhungen. Ich engagierte mich in der Schülermitverwaltung und nahm an Konferenzen und Tagungen teil.

Darunter litten allerdings meine Noten, so dass es letztlich mit dem Medizinstudium nichts wurde.

Ein Jahr vor dem Abitur lernte ich über eine Freundin die Evangelische Schülerarbeit in Baden kennen, damals eine übergemeindliche Bildungsarbeit für den akademischen Nachwuchs, so etwas wie eine Jugendakademie. Es gab eine hauptamtliche Pfarrerin und einen Pfarrer und zahlreiche ehrenamtlich engagierte Studierende und Schüler*innen.

Mit diesen beeindruckenden Menschen in der Evangelischen Schülerarbeit begann eine aufregende Zeit, in der sich mein Verständnis des Evangeliums und der Kirche grundlegend veränderte: Hier wurde mir im theologischen und politischen Diskurs deutlich, dass die Themen von Gerechtigkeit, Teilhabe und Würde aller Menschen in einer sehr grundlegenden Weise die Themen der Heiligen Schrift sind, dass Glaube und politisches Engagement eine fruchtbare Verbindung miteinander haben, dass es sich lohnt, sich für diesen Gott zu interessieren, der sich in Jesus Christus uns offenbart. Ein Segen, dass es dieses wertvolle Arbeitsfeld der Evangelischen Landeskirche gab und gibt. **Mit 19 Jahren trat ich in die Evangelische Kirche über.**

Ein weiterer kirchlicher Ort sollte meine Freude an der Theologie und der Kirche

wachsen lassen: das Theologische Studienhaus in Heidelberg, ein Studierendenwohnheim, wo ich zunächst als Chemie- und Physikstudentin einzog.

Während des gesamten Studiums blieb ich ehrenamtlich in der Schülerarbeit engagiert, in der Bildungsarbeit, in der Funktionsarbeit, auch auf Bundesebene, auch das ist ein Zug meines Engagements, der sich durch mein Leben durchzieht: das Potential von Vernetzung und Zusammenarbeit zu nutzen.

Die Entscheidung für das Theologiestudium, die in dieser Zeit auch durch die vielen Kontakte zu Theologiestudierenden reifte, war dennoch nicht leicht: Neben der Neugier auf die theologischen Entdeckungen

gab es zwei Hürden: Als Naturwissenschaftlerin musste ich alle drei Sprachen nachholen: Latein, Griechisch und Hebräisch und ich musste endgültig den Traum vom Medizinstudium verabschieden.

„Das Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden, nicht ein Sein, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind's noch nicht, wir werden's aber. Es ist noch nicht getan oder geschehen, es ist aber im Gang und im Schwang. Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg.“ (Martin Luther)

So verstehe ich meinen Weg in der Evangelischen Kirche auch bis heute.

Als junge Vikarin musste ich mich in eine Gemeinde einfinden, in der viele Men-

schen eine andere Frömmigkeit lebten, als ich es aus der intellektuellen Bildungsarbeit kannte. Überhaupt war die Vikariatszeit für mich ein erstes Kennenlernen parochialer Gemeindestrukturen und ein Einüben in eine

pastorale Rolle. **Ich hatte vorher keinerlei Erfahrung mit Gemeinde, klassischen Gottesdiensten, dem Evangelischen Gesangbuch.**

Ich hatte vorher keinerlei Erfahrung mit Gemeinde, klassischen Gottesdiensten, dem Evangelischen Gesangbuch

Ich habe gelegentlich etwas neidisch auf die Kolleg*innen geschaut, denen Gemeinde seit dem Kindergottesdienst vertraut war, die schon als Konfirmanden wusste, dass sie diesen Beruf einmal ergreifen wollten.

Aber ich machte auch die Erfahrung, dass die Wege vielfältig sind, wie jemand zum Glauben kommt.

Die einen fest verwurzelt durch Familie und Tradition, die anderen mit einem Damaskuserlebnis, andere wiederum in einem unbemerkten Prozess. Meiner war so.

Mein Jahrgang hatte noch nicht, wie wenige Jahre später, das Damoklesschwert der „Pfarrerschwemme“

über sich. Wir erlebten Kirche als Institution gefestigt, bisweilen etwas unbeweglich, sie war ein gesellschaftlich anerkannter Player, und

Wir hatten das Glück, in einem Gruppenamt mit einem weiteren Ehepaar im Job-sharing und einem Diakon zusammenzuarbeiten

wir machten uns keine Sorgen um die Zukunft. Die Herausforderungen waren dennoch da: Frauen im Gemeindepfarramt waren auch Anfang der 80er Jahre noch nicht selbstverständlich und in manchen Gemeinden infrage gestellt, die „politi-

sche“ Stimme von Kirche in Verlautbarungen und auf der Kanzel immer wieder ein Ärgernis, welches ist der angemessene Platz der Kirche in der Gesellschaft?

Nach einer längeren Vikariatszeit, unterbrochen durch mehrere Jahre Elternzeit – wir haben zwei Töchter, die 1985 und 1987 geboren sind – entschieden mein

Mann und ich, für die nächsten Jahre das Job-Sharing als Familien- und Arbeitsmodell auszuprobieren. **Wir hatten das Glück, in einem Gruppenamt mit einem weiteren Ehepaar im Job-sharing und einem Diakon zusammenzuarbeiten,** wir waren also fünf Hauptamtliche und konnten damals schon eine gewisse „Gabenorientierung“ praktizieren. Mit Unterstützung von Supervision und der Fähigkeit, kooperativ unterwegs zu sein, halte ich dieses Modell nach wie vor für das Beste.

Ich habe berufsbegleitend in sechs Jahren eine Zusatzqualifikation in Pastoral-

psychologie erworben, tiefenpsychologisch orientiert an der Analytischen Psychologie von C.G.Jung, und habe damit wieder ein Stück anknüpfen können an

meinem Thema: gesund werden, Heilung, jetzt eher mit dem Blickwinkel auf seelische Gesundungsprozesse. Damit hat sich in besonderer Weise ein Schwerpunkt der pastoralen Arbeit auf die Seelsorge verlegt.

1999 wurde mir die Dozentur für Seelsorge am Predigerseminar übertragen. Die Vielfalt der Arbeitsfelder und die unvorhersehbaren Anforderungen ließen im Gemeindepfarramt manchmal die Sehnsucht nach Konzentration und geordnetem Tagesablauf wachsen.

Aber jede neue Aufgabe, auch eine Dozentur am Predigerseminar geht einher mit Probehandeln, mit nächtlichen Vorbereitungsstunden und das Hineinfinden in eine neue Rolle. 12 Jahre lang,

davon sieben Jahre in enger Kooperation mit dem Kollegen an der Universität Heidelberg habe ich die Seelsorgeausbildung unserer Kirche verantwortet, unterrichtet und die angehenden Kolleg*innen begleitet, 24 größere und kleinere Ausbildungsgruppen! Die Vereinbarkeit von Familie und Ausbildungszeit, die Berücksichtigung der familiären Gegebenheiten, die mittlerweile vielfältigeren Zugänge zum Vikariat und die beständige Reflexion des Curriculums waren für die Weiterentwicklung der 2. Ausbildungsphase prägend. Und ich habe immer wieder neu gestaunt, wie so unterschiedliche Menschen sich für diesen einen Beruf entschieden haben.

Aber jede neue Aufgabe geht einher mit Probehandeln, mit nächtlichen Vorbereitungsstunden und das Hineinfinden in eine neue Rolle

Wir müssen neue Wege als Kirche gehen und die Selbstverständlichkeiten meiner Anfangsjahre sind vorbei

Vor 12 Jahren wurde ich gefragt, diesen seelsorglichen Schwerpunkt, der so lange meinen Dienst als Pfarrerin prägte, nun auch im Amt der Prälantin für Südbaden wahrzunehmen. Die Seelsorge für die Kolleg*innen ist ja eine wesentlich Aufgabe im

Prälatenamt. Aber ich lernte schnell, dass diese wunderbare Aufgabe als Prälantin noch sehr viele andere Aspekte umfasst und viele Überraschungen bereithält.

Auch wenn das badische Prälatenamt keine dienstaufsichtlichen Aufgaben ent-

hält, ist doch der Verantwortungszuwachs in einem kirchenleitenden Amt mit episkopalen Aufgaben enorm. Besonders in den letzten Jahren, wo die Gleichzeitigkeit verschiedener Rückgangsphänomene sowohl die

Gemeinden als auch das hauptamtliche Personal belastet, **müssen wir neue Wege als Kirche gehen und sind die Selbstverständlichkeiten meiner Anfangsjahre vorbei.**

Ich habe diesen Dienst so gut ich konnte wahrgenommen, trete jetzt in den Ruhestand und bin dankbar für alle Erfahrungen von Begleitung und Rettung, von Menschen, die mich gefördert haben, die mich neues Sehen lehrten, von Kräften, die mir zugewachsen sind, von den Wundern, die einem im Leben passieren.

■ Dagmar Zobel, Freiburg

Ins Wort gefallen

■ Seit sieben Jahren wirkt Dr. Jeremias Gollnau als Gemeindepfarrer in Freiburg. Hier Impressionen seines Weges in den Pfarrberuf und aus den ersten Jahren darin. Kein wissenschaftlich grundierter Diskussionsbeitrag, sondern Momentaufnahmen persönlichen Erlebens.

1. Abgestoßen, angezogen – wortreiche Ahnungen

Linksaußen hat es angefangen. Nicht auf dem Sportplatz, sondern in der Hufeisenform des Klassenzimmers. Linksaußen saßen wir, ein Schulfreund und ich – Fach: Katholische Religion. Gefühlt waren wir die Einzigen, die überhaupt etwas sagten. Und das war fast immer kritisch, manchmal überheblich. Hiermit hatten wir nichts zu tun! Oder doch? Irgendwas war in Bewegung gekommen. Bewegte mich die Treppen der Stadtbücherei in Trossingen hinauf – auf der Suche nach Hans Küng, „Existiert Gott?“. Begriffen habe ich wenig – geahnt umso mehr: Welten warten auf mich.

Zivildienst in Tübingen, Kinderklinik. Nach Dienstende Freibad und Biergarten – aber auch: Sprachkurs Latein. Ahnte, irgendwie könnte ich das brauchen fürs Studium, vielleicht Geschichte, Philosophie – oder wirklich Theologie? Schaute rein, in den Hörsaal 24: Eilert Herms liest Luther. Kaum was verstanden, außer: Beide sind voller Leidenschaft – Herms und Luther.

Welten warten auf mich

Diese Ahnung: Hier geht es um alles oder nichts

In der Kirche kann man sich ganz schön fremd fühlen

Das hat genügt. Diese Ahnung: Hier geht es um alles oder nichts.

2. Wort in Bewegung – Studienjahre und Vikariat

Nach dem Zivildienst ließ ich mich 2004 taufen. Evangelisch – obwohl ich diese Frömmigkeit kaum kannte; war katholisch geprägt aufgewachsen. Evangelisch – das war doch Freiheit! So diffus klingt das, so klar war es für mich. Irgendwie war ich stolz. Aber unsicher zugleich: Was viele Erstsemester um mich kannten, war mir fremd: Die Lieder, Geschichten von Jugendarbeit und Hauskreisen, die Reden von „Listen der Landeskirchen“, manchmal auch Bekehrungserlebnissen. In der Kirche kann man sich ganz schön fremd fühlen.

Egal – vor ihm waren wir irgendwie alle gleich: Karl Günther, unser Hebräischlehrer, lebende Legende, 08.00 morgens ging es los. Dazwischen Pause mit seiner Zigarette, Automatenkaffee aus dem Plastikbecher – dann ging es weiter mit dem blau-grauen „Jenni“.

Heidelberg – das war Neckarwiese und Uniorchester, Dachterrasse und Freunde fürs Leben. Und natürlich: Theologie! Waren wir zu viert oder zu fünft? Egal! Wir teilten etwas: Worte Paul Tillichs, in jener Übung im 3. Semester: *Ontologischer Schock* und Gott als das, *was uns unbedingt angeht*. Ich war wie elektrisiert. Wo ging Gott mich unbedingt an? Im Kopf? Im Herzen? Ließ

sich nicht trennen, Beides suchte für sich, suchte nacheinander, fand sich im Berührtsein als ganzer Mensch.

Berührt werden in einem Gottesdienst – vielleicht zum ersten Mal erlebt in der Heiliggeistkirche: die Schönheit des Raums, das Fallen des Lichts, Steffen Bauers Klarheit und Tiefe. Berührt – in der zarten Ahnung: Gottes Wort ist kein Buchstabe. Sondern eine Bewegung, Anrede, Begegnung. Irgendwie hatte es mich getroffen. An sich gezogen. Eingetaucht war ich, hin und weg: ins Wort gefallen.

Ein Jahr Berlin: Konvikt in der Borsigstraße. Halb verfallen – und doch voller Schönheit. Späti und Philharmonie, wundervolle Menschen und manchmal auch Verlorensein in der Großstadt. Und natürlich: das stolze Gebäude an der Burgstraße, Schleiermachers Zitat im Foyer, Theologie in der Stadt: Notger Slenczka als leidenschaftlicher Lehrer. Wilhelm Gräß, dessen kulturprotestantische Pointen mich maßlos ärgerten – und darin vielleicht heilsam waren.

Tübingen. Theologicum! Soviel Menschen, Leidenschaft für die Sache, faszinierende Denkerinnen und Denker. Das Pfarramt? War weit weg, irgendwie noch immer. Ich machte ehrenamtlich Kinderkirche, Konfiarbeit – aber Pfarrersein, davon hatte ich kaum ein Bild. Noch etwas verweilen, Freiraum auskosten, weitersuchen: Dissertation in der Systematischen Theologie

Berührt – in der zarten Ahnung: Gottes Wort ist kein Buchstabe. Sondern eine Bewegung, Anrede, Begegnung. Irgendwie hatte es mich getroffen. An sich gezogen. Eingetaucht war ich, hin und weg: ins Wort gefallen

Predigthören ist wunderbar. Um wieviel schöner muss predigen sein

Währenddessen dann, ganz langsam, durfte das näherrücken: Kirche, Pfarramt. Predigen. Kam mir ganz nah – in jenen kostbaren Momenten am Sonntagmorgen: Christoph Schwöbel auf der Kanzel der Stiftskirche. So kunstvoll verwoben: Theologie und Kirche, kluge Gedanken und tiefe Frömmigkeit, Differenzierung bis ins letzte Detail und die große Klarheit des Evangeliums. Da stand für mich fest: Predigthören ist wunderbar. Um wieviel schöner muss predigen sein! Die Lust war geweckt.

2013 nach Offenburg ins Vikariat. Ein Lehrpfarrer, der mich mit großem Engagement begleitet hat. Offene, unterstützende Menschen in der dortigen Auferstehungsgemeinde. Wunderbare Begegnungen im Petersstift, ein letztes Pils an der Kellerbar – welch ein Privileg, in diesem Haus Lernen und Leben zu dürfen.

3. Wirken im Wort – Pfarrer in Freiburg

Jahresbeginn 2016, Umzug nach Freiburg. Probendienst (und im Anschluss regulärer Stelleninhaber) in der Pfarrgemeinde Südwest, mit sechs Stadtteilen bzw. Predigtbezirken. Ankommen mit meiner Familie im alten Pfarrhaus neben der Melanchthonkirche in Haslach; mein Schwerpunkt jedoch im Predigtbezirk

Lukas in Freiburg-St. Georgen. Was beglückt mich in meinem Beruf? Was fordert mich heraus, frustriert mich?

Diese Fragen verhandle ich nicht explizit, sondern lasse sie aufgehen in jenen Raum, in dem sie atmen: im Leben der Gemeinde vor Ort. Dazu drei Impressionen.

3.1 Das Wort vor Ort. Hat das Zukunft?

Wie erlebe ich – eingebettet in den „Freiburger Weg“ und die oft inspirierende Zusammenarbeit mit den „übergemeindlichen Diensten“ – das Gemeindeleben vor Ort? Dem parochial verfassten, gemeindlichen

Leben das Ende vorauszusagen liegt nah – exemplarisch vorgeführt 2020 in den EKD-Leitsätzen „Hinaus ins Weite“. Und überhaupt – „Kerngemeinde“ ist überaltert, starr und kirchturmbezogen. Manches daran ist wahr. Und ich selbst habe Momente, in denen ich an einer Zukunft gemeindlichen Lebens in meiner Pfarrgemeinde/meinem Predigtbezirk tief zweifle. Und doch gibt es auch andere Erlebnisse:

Ich denke an Menschen, die seit Jahrzehnten im Gemeindeleben verankert sind – und gerade so Woche für Woche im Besuchsdienst hinaus aus den Kirchenmauern, auf die Straßen, in die Häuser gehen.

Ich denke an Menschen – auch jüngere –, die sich neu einbringen, etwa mit Musik. Nicht Woche für Woche, aber in Projekten mit Hingabe unsere Kirche mit Klang füllen. Und ich denke an Menschen, die unfassbar

In Beständigkeit überhaupt den Rahmen für gemeindliches Leben vor Ort ermöglichen

ren Einsatz bringen. In Beständigkeit überhaupt den Rahmen für gemeindliches Leben vor Ort ermöglichen. Mag sein, dass diese Menschen manchmal erschöpft sind. Vielleicht auch verletzt und frustriert, weil

ihr Engagement immer noch zu wenig geschätzt wird. Aber eines sind sie nicht: ohne Passion. Dieser Leidenschaft und Lebendigkeit den Tod voraussagen – will ich nicht und darf ich nicht.

Ein Wort zum „Kirchturm“: Ja, der Blick darauf ist manchmal ziemlich fokussiert. Und

Beweglich sein bedeutet nicht nur, Schritte der Veränderung zu wagen – sondern auch, die begangenen Schritte ehrlich zu reflektieren: Zu welchen Veränderungen gibt es bei den Menschen wirklich Bereitschaft, vielleicht sogar Lust daran – und was ist hauptamtliches, künstliches Schreibtischkonstrukt oder (noch weniger inspirierend) das scheinbar unhintergehbare Argument der Sachzwänge?

gewiss ist es meine Aufgabe, einzuladen, den Blick zu heben, Kirche weiter zu denken und zu leben. Doch hat es auch mit pastoraler Selbstbegrenzung zu tun, Menschen nicht „erziehen“ zu wollen. Wenn ich wahrnehme, dass zentrale Gottesdienste für mehrere Stadtteile manchmal nahezu auf keine Resonanz aus den anderen Stadtteilen stoßen, soll ich sie nicht

preisgeben? Aber die Antwort „die Menschen müssen das halt irgendwann begreifen!“ erscheint ebenso wenig zukunftsweisend. Ich schreibe das in aller Selbstkritik. Beweglich sein bedeutet nicht nur, Schritte der Veränderung zu wagen – sondern auch, die begangenen Schritte ehrlich zu reflektieren: Zu welchen Veränderungen gibt es bei den Menschen wirklich Bereitschaft, vielleicht sogar Lust daran – und was ist hauptamtliches, künstliches Schreibtisch-

konstrukt oder (noch weniger inspirierend) das scheinbar unhintergehbare Argument der Sachzwänge? Ehrlich anerkennen auch die Berechtigung der Frage: *Wo entsprechen* und *wo widersprechen* (beides gibt es!) die Schritte der Bündelung und Konzentration der polyzentrischen Struktur des Protestantismus, in welcher die Verschiedenheit seiner Orte keine provinzielle Enge, sondern Reichtum und Schönheit – manchmal gerade auch im Kleinen – bedeuten kann?

3.2 Kraftvolles Wort, zerbrechliches Wort: Der Gottesdienst als Glutkern?

Der Gottesdienst als Glutkern. Diese manchmal gebrauchte Formulierung trifft ins Schwarze. Für mich. Mein Bild von Kirche und dem Pfarramt. Meine eigene Frömmigkeit. Aber gilt das auch für Andere?

Ankommen im Pfarramt war auch ein Erwachen. Was ich längst wusste, begann ich erst jetzt zu begreifen: Für die meisten meiner Gemeindeglieder hat der Gottesdienst einen ganz anderen Stellenwert. Und die theologischen Details in der Predigtvorbereitung sind für die meisten Kirchenmitglieder nicht nur ziemlich fremd, sondern – noch schmerzhafter – manchmal schlicht gleichgültig.

Wie darauf reagieren?

Ins Pathos des „Trotzdem“ verfallen, stolz Sonntag für Sonntag weitermachen, all die leeren Bänke verdrängen – Gott wird seine Kirche schon tragen?

Aufgeben, innerlich kündigen: Der Gottesdienst ist nicht mehr dran, die investierte Kraft lohnt sich nicht (es merkt doch sowieso keiner, wieviel Zeit Du in die Vorbereitung gibst) – richte deine Kräfte auf Anderes! Beide Impulse in mir hat es schon gegeben. Doch beide laufen für mich ins Leere.

Beim ersten verliere ich die Menschen aus dem Blick. Beim zweiten die Menschen und mich

selbst. Wenn ich aufgabe, was mir selbst kostbar ist, verliere ich die, Lust an meinem Tun. Ja: Pfarrer*in sein heißt doch (auch): Das tun, was ich liebe.

Also nicht: „Weitermachen!“ Auch nicht: „Aufgeben!“. Sondern „Andersmachen!“ – habe ich in den letzten Jahren versucht.

Das war gewiss keine Erfolgsgeschichte. Manches Mal gab es Zweifel, Ernüchterung, „Fehlentscheidungen“. Aber vielleicht ist genau das ein wichtiger Aspekt: vor homiletischen, liturgischen „Fehlern“ keine Angst zu haben, sondern etwas zu riskieren. Das Wort auszusetzen – dem Spannungsfeld von Altem und Neuem, Vertrautem und gänzlich Ungewohntem, Geistlichem und Weltlichem, meiner eigenen Handschrift und der von Anderen, – auf dass Bewegung entstehe, Spannung, Reibung.

Vielleicht kann ja genau darin Gottes Wort atmen. Sich entfalten, Menschen berühren und beglücken: Als unvertraut-vertrautes Wort. Angreifbar. Zerbrechlich und kraftvoll zugleich.

Vielleicht kann ja genau darin Gottes Wort atmen. Sich entfalten, Menschen berühren und beglücken: Als unvertraut-vertrautes Wort. Angreifbar. Zerbrechlich und kraftvoll zugleich

3.3 Geht es auch kleiner?

Das Wort in bescheidenerem Gewand.

Dem Schrecken der „Freiburger Projektion“ folgte der nächste: Es geht alles noch viel schneller. Die Zahlen der Kirchengaustritte sind gravierend. Manchmal spüre ich Hilflosigkeit, manchmal Trotz, manchmal Trauer. Und natürlich auch die Frage: Wie sieht meine berufliche Zukunft aus?

Will und kann ich in 25 Jahren noch Gemeindepfarrer sein? In diesen Fragen drei Impulse. Nicht als Diskussionsthemen, sondern persönliche Momentaufnahme aus meinen Versuchen, eine Perspektive zu erkennen.

3.3.1 Freiwerden von der Quantitätsfalle: Wofür werbe ich?

Ohne gute Arbeit werden wir Menschen nicht binden. Ohne Menschen (und ihre Kirchensteuern) werden wir immer schwerer gute Arbeit machen können. Qualität und Quantität lassen sich nicht trennen. Unterscheiden aber klar, Priorisieren unbedingt.

Wofür werben wir? Für die frohe Botschaft – oder für die Kirchenmitgliedschaft? Worum geht es uns: Menschen mit der Botschaft zu stärken – oder um unseren Selbsterhalt als Institution? Geradezu mustergültig wurde Letzteres für mich vorgeführt in der Kampagne zur Mitgliederbindung im Zugehen auf die Kirchenwahl 2019. Ist das unsere Aufgabe: den Menschen zu erklären, inwiefern Kirche für sie doch noch relevant ist und sie dazugehören? Es könnte sein, dass Menschen dies recht gut selber wissen. Lassen wir sie darin (endlich) frei!

Worum geht es uns:
Menschen mit der Botschaft
zu stärken – oder um
unseren Selbsterhalt als
Institution ?

Ich schreibe das auch in kritischer Anfrage an mich selbst: Jedes Kasualgespräch ist ja berührt von dieser Frage. In die Quantitätsfalle, die verengte Fokussierung auf Bindung, trete ich mental oft genug. Ich wünsche mir für mich und unsere Kirche keinen Fatalismus.

Aber: weniger Angst

und mehr Vertrauen.

Und ich wünsche mir
endgültig eine Verschiebung
des Fokus: nicht
mehr die Frage, wie wir

möglichst lange
möglichst groß bleiben. Sondern,
wie wir auch im Kleinerwerden
leuchten können.

Immer stärker stellt sich für mich auch die Frage: Wie ehrlich, auch im Blick auf meinen privilegierten Beamtenstatus, gehe ich damit um, dass wir mit unserem Finanzierungskonzept und der ihm eingeschriebenen Trias (Gliedschaft am Leib Christi (Taufe) – Kirchenmitgliedschaft in einer Institution – Kirchensteuerpflicht) in einem System verfangen sind, was viel Kostbares ermöglicht, aber 1. theologisch diskussionsbedürftig, 2. geistlich wenig überzeugend ist und 3. ganz pragmatisch nicht mehr funktioniert. Jedes Jahr wird es von (zehn)tausenden Menschen allein in Baden mit dem Austritt quittiert. Eine Antwort: Es gibt keine rechten Alternative! Das ist ehrlich, aber nur bedingt überzeugend – geschweige denn zukunftsweisend.

3.3.2 Freiwerden von Besitzansprüchen: Kirche im Sozialraum

Kirche im Sozialraum – eine Aufgabe und große Chance. Im Predigtbezirk Lukas kam ich in Strukturen mit großem

Potential. Exemplarisch nenne ich das „Haus Lukas“, in dem sich (auf verkauftem Gemeindegebiet und nach Abriss des Pfarrhauses) ein Haus findet mit zwölf sozialverträglichen Mietwohnungen einer Baugenossenschaft, zwei Pfarrwohnungen und als Herzstück eine Pflegewohngruppe für zwölf Menschen. Wunderbar! Es gab nur eines, was mich an diesem kostbaren Projekt befremdet hat: das Pathos, mit welchem dies „Leuchtturmprojekt“ in kirchlichen Kreisen präsentiert wurde. Klang da für mich immer dieser Stolz eines „kirchlichen Projekts“ mit: Schaut her – wir können auch anders und darin sind wir (doch noch) wer! Die Realität zeigt sich anders: Das Projekt Haus Lukas ist zuallererst ermöglicht durch einen professionellen sozialen Träger, weiter durch den Bauverein Breisgau eG, den örtlichen Bürgerverein, einen eigenen Verein „Haus Lukas“, sowie damit verbunden den beiden Kirchengemeinden. Das heißt: Kirche spielt eine Rolle. Aber dies nur im Zusammenspiel mit zahlreichen anderen. Sie ist eine unter vielen. Das „Haus Lukas“ ist kein eigenes kirchliches Projekt. Was selbstverständlich klingt, erlebe ich in manchen binnenkirchlichen Selbstbildern (und bei ehrlichem Besehen z. T. in mir selbst) noch reichlich verzögert. Dies als Beispiel für meine Eindrücke insgesamt im Blick auf unsere Bedeutung im Sozialraum, ja vielleicht in der Gesellschaft überhaupt: Erst im wirklichen(!) Freiwerden von Besitzstandswahrung und dem Selbstverständnis, für die Gesellschaft unverzichtbar zu sein (so sehen

Kirche spielt eine Rolle.

Aber dies nur im Zusammenspiel mit zahlreichen anderen.

Sie ist eine unter vielen.

uns die allermeisten Menschen nicht!) können wir etwas geben. Agil, schlank – und darin vielleicht wirklich überraschend kraftvoll.

3.3.3 Freiwerden von Machbarkeitsphantasien: In Demut und mit Lust in die Zukunft

Der Reformprozess ekiba 2032 ist im Gang. Das ist sinnvoll, und die Art, wie hier „obere“ und „mittlere Ebene“ agieren, erlebe ich aus meiner Perspektive bislang als einleuchtend und transparent. Auch

sehe ich Ehrenamtliche, die sich bemerkenswert flexibel und offen zeigen.

Mich bewegt eine Frage, die weder den Prozess in Frage stellt noch sein inhaltliches Profil betrifft. Vielmehr frage ich nach seiner ekklesiologischen Verortung: Worauf bezieht sich der Strategieprozess? Auf die Fragen von Gebäuden, Stellen, Finanzen. Das ist richtig und wichtig. Alle drei Größen sind für das Gemeindeleben von elementarer Bedeutung. Alle drei lassen sich bis zu einem gewissen Grad planen und steuern. Und doch ist klar: Sie sind nicht das Gemeindeleben selbst. Das ist auch nicht das Selbstverständnis des Reformprozesses. Doch in manchen Sitzungen erlebe ich – auch bei mir – diese Dynamik: Wir planen Kirche für die Zukunft. Da wünsche ich mir Entlastung: von diesem Machbarkeitsanspruch ebenso wie der damit verbundenen Überforderung. Wir machen, planen die Strukturen, den Rahmen. Doch welches Leben sich darin zeigt oder auch nicht – ist uns entzogen.

Ich schreibe dies bewusst zum Schluss, da es eine meiner schwersten und zugleich befreiendsten Einsichten der ersten Jahre ist: Gemeindliches Leben hat – Gott sei Dank – radikal kontingente, unberechenbare Dynamiken. Natürlich gibt es Ebenen, Themen, Projekte, in denen ich mit Sorgfalt und Liebe planen darf und muss. Aber wo und wie Gemeinde wirklich lebendig wird, wo etwas aufblüht – oder auch zu Ende geht, das bleibt mir entzogen. Ist das Fatalismus, Bequemlichkeit? Oder Demut. Gepaart mit der Lust, sich dem „Risiko“ Gemeinde weiter auszusetzen. Mich irritieren, aufrütteln, überraschen zu lassen. In „meiner“ Kirche – in Gottes Kirche. Und: In diesem wunderbaren Beruf.

■ Jeremias Gollnau, Freiburg

Gemeindliches Leben hat –
Gott sei Dank –
radikal kontingente,
unberechenbare Dynamiken

Krankenhilfe-Abschluss 2022

Bei 7.990 Anträgen, etwas mehr als im Vorjahr, lagen die Krankenhilfe-Auszahlungen des Pfarrvereins bei rund 5,76 Mio. Euro und damit etwas über dem Vorjahresniveau. Die Anträge wurden wie immer sehr zuverlässig und schnell von Frau Krempel bearbeitet.

Wenn keine Unklarheiten auftreten, bei denen Rückfragen erforderlich sind und uns alle Seiten des Beihilfebescheides vorliegen, beträgt die durchschnittliche Bearbeitungszeit etwa 2 bis 3 Wochen.

Häufig werden wir angefragt, welche Kosten in welcher Höhe beihilfefähig sind oder warum nicht alle Kosten als beihilfefähig anerkannt wurden. Diese Anfragen bitten wir, an Ihre Beihilfestelle (meist der KVBW in Karlsruhe oder LBV in Fellbach/

Stuttgart) zu richten. Das ist die festsetzende Stelle. Wir erkennen die Festsetzungen der Beihilfestelle an. Pflegekosten sind entsprechend zu kennzeichnen als „Pflege“. Hier ist es erforderlich, Belege vorzulegen.

Wir bitten auch von telefonischen Nachfragen über den Stand der Bearbeitung abzusehen, denn die Nachforschungen sind zeitintensiv. Erst bei einer Bearbeitungszeit von mehr als vier Wochen ist eine Nachfrage sinnvoll, ob eventuell etwas auf dem Postweg verloren gegangen ist.

Der Postweg wird nicht unwesentlich beschleunigt, wenn statt der Straße unser Postfach 22 26 in 76010 Karlsruhe angegeben wird.

Krankenhilfe:

Berufstätigkeit von Angehörigen muss gemeldet werden

Eine neu aufgenommene Berufstätigkeit von Ehepartnerinnen und Ehepartnern, die Mitglieder in der Krankenhilfe sind, muss dem Pfarrverein immer gemeldet werden. Ebenso ist eine Meldung erforderlich, wenn sich eine bereits vorhandene Tätigkeit verändert, z.B. die Stundenzahl aufgestockt wird oder sich das Gehalt verändert.

Wichtig: es reicht nicht aus, diese Info nur an die Beihilfestelle (KVBW) weiterzugeben, wir bekommen von dort keine Informationen weitergeleitet.

Besonders wichtig ist die Meldung an den Pfarrverein auch, wenn die Ehepartnerin oder der Ehepartner über den Arbeitgeber in der Gesetzlichen Krankenversicherung (z. B. AOK) versichert wird. **Die Krankenhilfe endet in diesen Fällen nicht automatisch.**

Zur weiteren Beratung können Sie sich gerne an uns wenden unter 0721-848863. Bitte auch beachten: Die Krankenhilfe des Pfarrvereins ist immer nur in Verbindung mit einer Beihilfeberechtigung möglich.

– Wichtig für alle Ruhegehalts- und Renteneempfänger – Meldung von Beitragsänderungen an die Dt. Rentenversicherung

Zwischenzeitlich konnten auf unseren Aufruf hin zahlreiche Beitragszuschüsse bei der Dt. Rentenversicherung beantragt und auch bewilligt werden. Der entsprechende Artikel ist nachzulesen im Pfarrvereinsblatt 8-9/2022 auf Seite 330.

Wenn Sie einen solchen Zuschuss der Dt. Rentenversicherung erhalten, beachten Sie bitte, dass zukünftige Beitragsänderungen **selbstständig** an die Dt. RV gemeldet werden müssen, damit dort der Zuschuss ggf. angepasst werden kann. Sie können Änderungen Ihres Beitrags an den Pfarrverein auf Ihrer Bezügemitteilung nachverfolgen, wenn Ihr Beitrag direkt von der Ruhegehaltskasse abgeführt wird.

Falls wir den Beitrag per Lastschrift von Ihrem Konto einziehen, sehen Sie die Veränderung auf Ihrem Kontoauszug.

Wenn Sie Mitglied des Pfarrvereins sind, ziehen Sie für die Meldung bitte noch 10 Euro vom Monatsbeitrag ab – dies ist der Anteil, der nicht für die Krankenhilfe, sondern für den Berufsverband gezahlt wird.

Besonders wichtig ist die Meldung an die Dt. Rentenversicherung im Fall einer Beitragssenkung, damit nicht fortlaufend zu hohe Zuschüsse ausgezahlt werden. In diesem Fall könnte es zu einer Rückzahlungsverpflichtung zu viel gezahlter Zuschüsse kommen.

In den meisten Fällen wird es jedoch um eine Erhöhung Ihrer Beiträge gehen.

Elektronische Krankschreibung (eAU) gilt nicht für Mitglieder der Krankenhilfe

Die neue elektronische Krankschreibung (eAU) gilt nur für gesetzlich versicherte Personen.

Für privat versicherte Personen und auch für die Mitglieder des Pfarrvereins bleibt

es weiterhin beim bekannten System der Krankmeldung in Papierform.

Wir bitten daher, von Anfragen an den Pfarrverein zur Ausstellung einer elektronischen Krankmeldung abzusehen.

Anstoß

Kooperationsräume oder Mangelverwaltungsräume?

In den 14 Jahren, in denen ich im gemeindlichen Bereich tätig war, habe ich immer in Teams gearbeitet, und ich habe das gerne getan. Dabei ist durchaus Innovatives entstanden, z.B. schon 2005 ein überparochialer Gemeindebrief oder schon im Jahr 2000 der erste Pforzheimer BezirkskonfirmandInnenntag. Ich schicke das voraus, weil ich damit deutlich machen will, dass ich positive Bilder und Erfahrungen habe, wenn es um Kooperation geht.

Nun soll also der Kooperationsraum die kirchliche Struktur der Zukunft werden. Dass bei mir dennoch wenig Freude aufkommt, hat mehrere Gründe:

1. Kooperation ist arbeits- und zeitintensiv. Ein Gottesdienst, den ich alleine vorbereite, ist z.B. erheblich schneller vorbereitet als ein Gottesdienst, der im Team vorbereitet wird. Dafür ist letzterer nachhaltiger, weil er bei den Beteiligten Gemeinschaftserfahrungen und Erkenntniszuwächse mit sich bringt und damit für Gemeindeaufbau und theologische Sprachfähigkeit von enorm hohem Wert ist. Dienstgruppen können, wenn sie konfliktarm arbeiten, sehr inspirierend und motivierend wirken. Sie erfordern aber auch Zeit. Wenn Kooperation als zeitintensiv anerkannt wird, lässt sich das mit Ressourcenkürzungen nicht vereinbaren.
2. Ich habe bei übergemeindlichen Kooperationen immer das Ziel verfolgt, Gemeinde und Region als sich gegen-

seitig ergänzende Größen zu behandeln. Bei den derzeitigen Prozessen bekommt der Kooperationsraum m.E. ein Übergewicht; er wird perspektivisch vermutlich die Gemeinde ersetzen. Stellenbesetzungen sollen zukünftig nicht mehr auf Parochien bezogen stattfinden, sondern auf Kooperationsräume bezogen¹. Vernetzungsräte erhalten dadurch Kompetenzen, die bisher auf gemeindlicher Ebene verortet waren. Ältestenkreisen werden entsprechend Mitwirkungsmöglichkeiten entzogen. Die Begründung zum Erprobungsgesetz Kooperationsräume stellt zum Vernetzungsrat fest, dass es „nicht nötig (ist), dass alle Gemeinden in diesem Gremium repräsentiert sind“.² Ich befürchte, dass das in den Gemeinden einen Preis haben wird. Wer sich da engagiert, will auch mitsprechen können, und zwar nicht erst dann, wenn man sich zugleich in den Vernetzungsrat wählen lässt.

3. Die bisherige dreiteilige Struktur Ortsgemeinde/ Bezirk/ Landeskirche wird nun zu einer vierteiligen Struktur Ortsgemeinde/ Kooperationsraum/ Bezirk/ Landeskirche. Wir ziehen also eine zusätzliche Verwaltungsebene ein, statt durch Arbeit mit den uns anvertrauten Menschen unsere Kirchenmitglieder davon zu überzeugen, dass ihre Steuermittel gut angelegtes Geld sind. Auch im Oberkirchenrat wird gesehen, dass „gegenüber bisher selbständigen Kirchengemeinden in einem Kirchen-

bezirk (...) das Modell der Zusammenarbeit in Kooperationsräumen zu einer zusätzlichen Ebene (führt).⁴³ Deswegen heißt es dann auch: „Hier muss durch klare Zuständigkeitsregelungen sichergestellt sein, dass Gremienarbeit nicht ausgeweitet, sondern arbeitsteilig zwischen den Ebenen geklärt ist. Eine Entlastung der Ehren- und Hauptamtlichen ist beispielsweise möglich, wenn die Delegation in die Bezirkssynode nicht mehr an eine Gemeindepfarstelle und den Ältestenkreis, sondern an dem Kooperationsraum gekoppelt ist.“ Womit wieder die Schwächung der Parochie zum Thema wird.

Ich will gar nicht verkennen, dass Profilbildungen in einem Bezirk bereichernd sein können und dass überparochiale Zusammenarbeit ausgebaut werden kann. Nur glaube ich, dass das in der bestehenden dreiteiligen Struktur auch möglich wäre⁴⁴. Wenn das, was einfacher wäre, dennoch nicht geschieht, dann vermute ich, dass die Einrichtung von Kooperationsräumen in erster Linie einen anderen Zweck verfolgt: ein Steuerungsinstrument zu haben, um den absehbar einschneidenden Personalmangel zu bewältigen, der durch den Ruhestand der geburtenstarken Jahrgänge bevorsteht. Trifft diese Hypothese zu, dann wären die einschneidenden Reformen der nächsten Jahre nicht ekklesiologisch motiviert, sondern personalpolitisch – was dann aber auch offen benannt werden sollte.

Ich finde es schwierig, wenn „kirchliche Präsenzen“ zum Schlagwort werden in einer Zeit, in der Präsenz deutlich reduziert wird. Ich habe Angst vor einer Überforde-

rung von KollegInnen, wenn 30 % Stellenkürzungen einhergehen mit der Formulierung der Erwartung, „das Angebot für die Gemeindeglieder im Zusammenspiel mit anderen Gemeinden und bei rückläufigen finanziellen und personellen Möglichkeiten nicht nur zu halten, sondern ggf. sogar noch besser aufzustellen und zu profilieren“⁴⁵ – so zu lesen in der Begründung zum Erprobungsgesetz Kooperationsräume als Zielsetzung des Prozesses Ekiba 2032. Ich wünsche mir, dass die Landeskirche das Thema Personalmangel noch offensiver angeht, statt zu suggerieren, man könne mit weniger Personal besser arbeiten.

Lange genug ist das Thema des Personalmangels tabuisiert worden. Noch im Februar 2019 war auf der Homepage der Landeskirche zu lesen, dass es „einen Mangel an Pfarrnachwuchs derzeit in Baden nicht (gebe)“. Nun sind wir in einer Situation, in der es noch nicht ausgemacht ist, ob die 70 % der Stellen, die es bis 2032 noch geben soll, überhaupt besetzbar sind. Immerhin ist hier eine neue Ehrlichkeit zu beobachten: Landesbischofin Dr. Springhart hat bei einem Vortrag am 27.10.22 in Bruchsal zur Kirche der Zukunft gesagt: „Das Geld ist da; die Mitarbeiter fehlen.“ Das lässt hoffen, dass die Diskussion um Personalgewinnung mit neuem Engagement geführt wird.

Die mit der Bildung von Kooperationsräumen verbundene Vermehrung von Gremien und die Einschränkung bisheriger gemeindlicher Mitwirkungsrechte können uns als Pfarrvertretung hinsichtlich der Auswirkungen Sorgen machen. Letztlich haben wir aber kein Mandat für die Mitwirkung an derartigen Strukturverände-

rungen. Etwas anderes ist allerdings die Frage, wie sich solche Strukturveränderungen auf die Dienstverhältnisse auswirken. Dazu das Folgende:

- Mit 30 % Stellenreduzierungen wird es Reduktionen des Angebots geben müssen (insbesondere des wohnortnahen Angebots), und das wird auch wehtun. Das muss vom Führungspersonal zum Schutz der Mitarbeitenden klar kommuniziert werden. Geschieht das nicht, werden falsche Erwartungen geweckt, deren fehlende Umsetzbarkeit dann von Gemeinden den Mitarbeitenden angelastet wird.
- Exemplarisch kann man die Bedeutung klarer Kommunikation zeigen an der Frage der Erreichbarkeit von PfarrerrInnen: Die Zusammenarbeit in den Dienstgruppen des Kooperationsraums ist für die Landeskirche mit der Idee verbunden, zukünftig eine durchgängige Erreichbarkeit an 24 Stunden pro Tag und 7 Tagen in der Woche gewährleisten zu können: „Schließlich kann die verbindliche regionale Kooperation durch Arbeitsteilung auch eine seelsorgliche Erreichbarkeit (24/7) in der Region sicherstellen und damit die Notfallseelsorge stärken.“⁶ Dass Dienstgruppen im Kooperationsraum das künftig leisten sollen, setzt enorm unter Druck. Dienstgruppen können durch Absprache zwar gewährleisten, dass aus dem „freien“ Tag (bzw. Wochenende) mit Erreichbarkeitspflicht⁷ endlich tatsächlich ein dienstfreier Tag wird⁸ (durch unterschiedlich festgelegte dienstfreie Tage bzw. Wochenenden). Es ist aber nicht zu erwarten, dass durchgängig im Kooperationsraum je-

mand zur Verfügung steht – schließlich gibt es für die anwesenden KollegInnen auch andere dienstliche Verpflichtungen an diesen Tagen. Und einer Pflicht zur Erreichbarkeit auch in der Nacht ist wegen der rechtlich gebotenen täglichen Mindestruhezeit von 11 Stunden ohnehin eine klare Grenze gesetzt. Wenn es nicht zu einer deutlichen Diskrepanz zwischen kommunizierter und von den Gemeinden erlebter Erreichbarkeit kommen soll, ist ein Verzicht auf 24/7-Versprechungen unumgänglich.

- Klare Regelungen braucht es, wenn zukünftig PfarrerrInnen auf landeskirchlichen Pfarrstellen z.B. für Seelsorge in besonderen Arbeitsfeldern, diakonische Einrichtungen oder Erwachsenenbildung Kooperationsräumen zugeordnet werden.⁹ Sie werden damit Teil der Dienstgruppe dieses Raums und sind damit in deren Vertretungsdienste mit eingebunden.¹⁰ Die (in Dienstgruppen verbindlich zu erstellenden¹¹) Dienstpläne sind dann so zu gestalten, dass Dienstbesprechungen und Vertretungsdienste nicht einfach on top dazukommen, sondern Teil des Dienstplans sind. Eine weitere Neuerung neben der Dienstgruppeneinbindung ist die Möglichkeit, PfarrerrInnen auf den genannten Stellen im Kooperationsraum eine Dienstwohnung zuzuweisen¹². Zu fordern ist in jedem Fall, dass da, wo StelleninhaberInnen nun Kooperationsräumen zugeordnet werden, hinsichtlich der Dienstwohnungspflicht besitzstandswahrende Vereinbarungen getroffen werden, d.h. dass der Oberkirchenrat auf nicht einvernehmliche Zuweisun-

gen von Dienstwohnungen verzichtet. PfarrerInnen, die im Schwerpunkt im Religionsunterricht eingesetzt sind, sind übrigens von der Zuordnung zu Kooperationsräumen nicht erfasst.¹³

- Eine auffällige Akzentverschiebung ist im Erprobungsgesetz Kooperationsräume hinsichtlich der Vertretungsdienste wahrzunehmen: Während das Pfarrdienstgesetz der EKD lediglich die Verpflichtung von PfarrerInnen zur Übernahme von Aufgaben jenseits des unmittelbar übertragenen Aufgabebereichs festhält¹⁴, fordert das Erprobungsgesetz, dass die Mitglieder der Dienstgruppe die Vertretungen untereinander regeln¹⁵. Die Verantwortung wird also den Beteiligten selbst zugewiesen und ist nicht an Anordnungen von Dienstvorgesetzten geknüpft.

Im staatlichen Beamtenrecht hätte das enorme Konsequenzen – Mehrarbeit gibt es im Beamtenrecht nämlich nur dann, wenn sie angeordnet oder genehmigt ist. In diesem Fall ist für bis zu 5 Stunden im Monat unvergütet Mehrarbeit über die regelmäßige Arbeitszeit hinaus zu leisten; was darüber hinausgeht, ist durch Dienstbefreiung auszugleichen bzw. zu vergüten¹⁶.

Das kirchliche Dienstrecht kennt vergleichbare Freizeitausgleichsregelungen zu Mehrarbeit für PfarrerInnen bislang nicht.¹⁷ Bei den DiakonInnen ist das anders: Bei ihnen ist Mehrarbeit auszugleichen bzw. zu vergüten¹⁸. In der Konsequenz heißt das: Wenn durch längere Erkrankungen, Mutterschutz und Erziehungszeit, Sabbaturlaub, Kontaktstudium oder Vakanz Vertretungen anfallen, gibt

es für einen Teil der Dienstgruppe Ausgleichsregelungen, für einen anderen nicht. Wie das ohne Anordnungen Dienstvorgesetzter konfliktfrei zu regeln sein soll, scheint mir diskussionsbedürftig. Die sauberste Lösung wäre die Übernahme staatlichen Beamtenrechts ins kirchliche Dienstrecht. Das hätte dann auch Konsequenzen für Vertretungskostensätze, die in ihrer Höhe nicht mehr vermittelbar sind: Vergleicht man z. B. die kirchlichen Regelungen der Vergütungssätze für Konfirmandenunterricht (50 € im Monat für 8 Unterrichtsstunden)¹⁹ und für Religionsunterricht (je nach Schulart 102 € bis 151 € im Monat für 4 Unterrichtsstunden)²⁰, ist sofort ersichtlich, dass die Relationen nicht stimmen – für den Konfirmandenunterricht werden nicht einmal die Mindestlohnregelungen eingehalten.

■ Volker Matthaei,

Vorsitzender der Pfarrvertretung,
Stutensee

1 So OKR Dr. Weber und KR Dr. Augenstein in einer Sitzung der Pfarrvertretung am 24.11.22

2 S. 7 zu § 4 Absatz 4 Nummer 2

3 Eckpunktepapier „Strukturen in der Fläche im Prozess EKIBA 2032“ (Vorlage des Landeskirchenrats an die Landessynode zur Frühjahrstagung 2022)

4 Um das an einem Beispiel zu belegen: Für die Ineffizienz unserer heutigen Strukturen wird gerne das Beispiel erzählt von den 6 KonfirmandInnen im einen Dorf und den 6 KonfirmandInnen im anderen Dorf, die dennoch von je einer Pfarrperson unterrichtet werden. Will man das verhindern, muss man allerdings nicht unbedingt Kooperationsräume schaffen; es reicht, dass in der Lebensordnung eine Mindestteilnehmerzahl festgelegt ist (12 Personen nach Artikel 4) und dann regional kooperiert wird.

5 Begründung zum Erprobungsgesetz Kooperationsräume (Vorlage des Landeskirchenrats an die Landessynode zur Frühjahrstagung 2022), S.1. Das Erprobungsgesetz ist zu finden unter www.kirchenrecht-baden.de/document/50205.

6 Eckpunktepapier, S. 1

7 PfdG.EKD § 52 sowie RVO Urlaubsordnung § 21

8 Das ist auch schlicht arbeitsrechtlich vorgegeben.

- 9 § 2 ErprKoR nennt die kirchlichen Präsenzen, die nach § 5 Vernetzungsräumen oder Gemeindeverbänden zugeordnet werden können.
- 10 § 6 ErprGKoR, Satz 1 und 4
- 11 § 7 Abs. 1 Satz 1 Dienstgruppen-RVO
- 12 § 5 Abs. 1 bis 4, insbesondere Abs. 4 Satz 2: „Der Evangelische Oberkirchenrat legt mit Zustimmung des Bezirkskirchenrats fest, ob eine Dienstwohnungspflicht besteht und durch welche Gemeinde diese verwirklicht wird.“
- 13 Vgl. Ressourcensteuergesetz § 3 Abs. 1 Satz 3: „Nicht umfasst sind Stellen im hauptberuflichen Religionsunterricht, die vom Evangelischen Oberkirchenrat direkt bewirtschaftet werden.“
- 14 PfDG.EKD § 25(4): „Pfarrerinnen und Pfarrer sind verpflichtet, über den mit einem Auftrag unmittelbar übertragenen Aufgabenbereich hinaus Vertretungen und andere zusätzliche Aufgaben zu übernehmen.“
- 15 § 6 Satz 4: „Die Mitglieder der Dienstgruppe regeln untereinander die Vertretung für die Aufgaben, die im Rahmen des Vernetzungsraumes wahrzunehmen sind, sowie für die Dienste, die auf der Ebene der beteiligten Gemeinden erfolgen.“
- 16 Bundesbeamtengesetz § 88 (Mehrarbeit): 1Beamtinnen und Beamte sind verpflichtet, ohne Vergütung über die regelmäßige wöchentliche Arbeitszeit hinaus Dienst zu tun, wenn zwingende dienstliche Verhältnisse dies erfordern und sich die Mehrarbeit auf Ausnahmefälle beschränkt. 2Werden sie durch eine dienstlich angeordnete oder genehmigte Mehrarbeit mehr als fünf Stunden im Monat über die regelmäßige Arbeitszeit hinaus beansprucht, ist ihnen innerhalb eines Jahres für die Mehrarbeit, die sie über die regelmäßige Arbeitszeit hinaus leisten, entsprechende Dienstbefreiung zu gewähren. 3Bei Teilzeitbeschäftigung sind die fünf Stunden anteilig zu kürzen. 4Ist die Dienstbefreiung aus zwingenden dienstlichen Gründen nicht möglich, können Beamtinnen und Beamte in Besoldungsgruppen mit aufsteigenden Gehältern eine Vergütung erhalten.
- 17 www.kirchenrecht-baden.de/document/4287
- 18 Vgl. § 8 Tarifvertrag öffentlicher Dienst (Bund) in Verbindung mit der kirchlichen Arbeitsrechtsregelung für MitarbeiterInnen § 2
- 19 § 2 Abs. 2 Vertretungskosten-RVO (www.kirchenrecht-baden.de/document/4287)
- 20 § 2 RVO Vergütung für den Religionsunterricht nach landesrechtlichen Tabellen (www.kirchenrecht-baden.de/document/4253)

Helmut Barié

Ermutigungsbuch für Pfarrerinnen und Pfarrer, „Der war prima, die auch“

J.S. Klotz Verlagshaus Neulingen 2022, 224 Seiten

Der außergewöhnliche Titel ergibt sich aus dem außergewöhnlichen Inhalt. Helmut Barié bedankt sich damit bei seinen Schülerinnen und Schülern aus dem Predigerseminar und anderer akademischer Aufgaben. Mit ihnen zusammen hat er als wissenschaftlicher Assistent, Gemeindepfarrer, Dozent und Direktor des Predigerseminars, als Prälat und auch noch im Ruhestand Theologie getrieben.

Ungleichzeitig

Während Helmut Barié sein Buch geschrieben hat, saßen in der Badischen Landeskirche in Kirchengemeinden und Kirchenbezirken Arbeitsgruppen zusammen, die nach Vorgaben des EOK und der Landessynode Sparprogramme zu erarbeiten hatten. Reduktion kirchlicher Arbeit bis zu einer Einsparung von 30% der verfügbaren Haushaltsmittel. Anpassung an den vermuteten Rückgang der Finanzen in den nächsten 30 Jahren. Ein solcher Eingriff ins Kirchenleben braucht einen langen Anmarsch.

Das Ermutigungsbuch hat eine ganz andere Absicht. Es will die vorhandene Kirchlichkeit stärken. In ihr stecken Ressourcen, die sich ebenfalls einem langen Zeitraum verdanken, aber unter Bedräng-

nissen der Gegenwart mehr oder weniger unsichtbar geworden sind. Das Profil der Landeskirche hat darunter gelitten. Es gibt theologische Gründe genug, diesen Schaden zu beheben. Wenn das gelingt, werden Geist und Gemüt der Zukunft mutig entgegen sehen.

Man kann sich gut vorstellen, welche Atmosphäre in diesen sehr unterschiedlichen Arbeitsvollzügen wirkt. Der Rückbau der Landeskirche löst Kopfschütteln bei den Betroffenen aus, Unverständnis bei Gemeindegliedern, die beruflich Verantwortung für ihre Arbeitsplätze tragen, Resignation bei älteren Gemeindegliedern, deren Aufbauleistung nach dem Krieg nunmehr missachtet wird. Kurz und knapp: Mit dem geplanten Weggang von Geld geht auch Vertrauen weg, auf das die Kirche schon immer angewiesen war. Die Menschen werden müde, die Stimmung depressiv.

Helmut Barié ist kein Einzelkämpfer. Er nennt mit Namen die Frauen und Männer, die ihm ihre Glaubenserfahrungen aus ihrer kirchlichen Berufsarbeit mitgebracht und untereinander besprochen haben. Dadurch werden Hoffnungspotentiale frei. Diese werden nicht nur den jeweiligen Gemeinden nutzen, sondern auch der eigenen Person. Da wird nicht euphorisch gejubelt, aber Mut erlebt und untereinander geteilt. Die kritische Selbstbesinnung weckt Freude an den Wegen in die Zukunft.

„Ermutigungsbuch“ – Titel und Skopos dieses Buches nehmen das zentrale Problem der Landeskirche auf: Die Unruhe,

die sich mit immer mehr Druckschriften und digitalen Infos breit gemacht hat und weiter breit machen wird: Sie muss durch fröhliche Festigkeit im Glauben gebremst und alsbald überwunden werden. Wer sich die Zeit nimmt und auch nur gelegentlich im Buch von Helmut Barié liest, wird diese Wirkung alsbald bei sich selbst feststellen können. Darum lohnt es sich, sich Zeit für dieses Buch zu nehmen.

Desiderata

Auch der flüchtige Leser wird rasch erkennen: Das Inhaltsverzeichnis mit über 30 Hauptartikeln nennt zwar Seitenzahlen. Es verzichtet aber auf eine Nummerierung eben dieser Hauptartikel. Es sind theologisch gewichtige Begriffe. Diese sind zwar drucktechnisch erkennbar. Ihre Beziehungen zu einander muss man sich beim Lesen selbst erarbeiten. Auch muss man selbst entscheiden, in welcher Reihenfolge die Begriffe das eigene Denken fördern sollen. So lebt die Lektüre dieses Buches von Anfang an vom fragenden Interesse der Leserinnen und Leser. Und diese werden anspruchsvoll in theologische Bereiche geführt, in denen ihnen persönlich und beruflich Ermutigung zuteil wird. Theologie braucht Begriffe. Aber der Glaube darf sich nicht in Begriffen verstecken. Das ist die Kunst, die man beim Lesen dieses Buches erlernen kann, besser vielleicht „erneut erlernen kann“.

Die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Hauptkapiteln müssen sich die Leserinnen und Leser also selbst erschließen. Die Mühe lohnt sich. Denn genau diese erste Aufgabe führt ohne Umschweife in das Zentrum des Buches. Es

adelt den Leser. Denn er wird durch seine Lektüre an der Erschließung wissenschaftlicher Erkenntnisse beteiligt.

So legt sich die Empfehlung nahe, das Buch nicht in einem Streifen durch alle 224 Seiten hindurch zu lesen. Man kann den Begriffen, die man selbst auswählt, jeweils eine Wirkungszeit von etwa einer Woche zuordnen.

Eine andere Besonderheit muss auch genannt werden. Sparsam, aber an wichtigen Stellen ist Kunst eingefügt. Ein Aquarell des verstorbenen Theologen Gerhard Rau zeigt das Petersstift. Aus badischen Landen sehen wir Fotos mit künstlerischem Anspruch von Kirchen und Landschaften. Also auch hier: Bitte weiter so.

Was gilt: Predigt oder / und Seelsorge?

Als während der Pandemie der Zugang zu Kliniken und Pflegeheimen gesperrt war, hat die Kirche dagegen hart protestiert und als soziale Institution für sich Ausnahmen verlangt. Ohne Erfolg. Was wäre geschehen, wenn sie Seelsorge gefordert hätte? Wenn sie dem Verdacht gewehrt hätte, Eigeninteressen zu verfolgen, sondern die Interessen von Menschen, die vielfach den Tod vor Augen hatten?

Während der Pandemie musste die Predigt zur Seelsorge werden. Die Exegese der Texte musste über den Schreibtisch und die Kanzel hinaus bis in das seelische Empfinden der Menschen vorangetrieben werden. Es konnte und musste gelernt werden, dass die existentielle Interpretation die Seele der Menschen

erreichen muss. Das kann nur gelingen, wenn Predigerin bzw. Prediger eine eigene Vorstellung von den Nöten der Seele im Zeitgenossen entwickelt haben. Darum bezeichnet Helmut Barié die Seelsorge als Basis der Predigt. Ohne diese Basis gerät sie in Gefahr, am Menschen vorbei zu reden, selbst wenn ihm eindrucksvolle archäologische Funde als Gottesbeweise präsentiert werden.

Man kann dieser wichtigen Einsicht auch eine andere Struktur geben. Wie schon angedeutet: Die Seelsorge ist die Spitze der Predigt. Und das gilt auch außerhalb allgemeiner Notzeiten. Seelsorgerlich predigen heißt, Herz und Seele erreichen, oft auch mit eigenen Worten, aber doch möglichst solchen, die aus dem Predigttext gewonnen werden. Dann verbietet sich Jargon, auch und gerade neuzeitlicher, modernistischer.

Was Helmut Barié lehrend in den einzelnen Kapiteln entwickelt, stellt er der Leserschaft in originalen Predigten, Andachtstexten, theologischen Reden vor Augen. Und zwar Kapitel für Kapitel, mit Ort und Datum. Er macht sich selbst in aller Demut zum Beispiel und stellt sich damit auch der kritischen Überprüfung. Ich kenne keine praktisch-theologische Publikation, in der der Autor seine eigene, in eigener Lehre weiter gegebene Erkenntnis dann auch mit eigenen Worten öffentlich sichtbar macht und zur Prüfung stellt.

So wird das Buch von Helmut Barié gerade in seinen theologischen Schwerpunkten auch zu einer Hilfe für Gemeindeglieder. Wenn sie in ihrer persönlichen

Identität von der Botschaft erreicht werden, werden sie selbst zu Trägerinnen und Trägern der Botschaft. Man könnte ganze Gemeindeglieder anbieten, in denen Gemeindeglieder ein Bewusstsein ihrer Berufung zum Bekennen des Glaubens erfahren und verstehen. Dabei mag ein kleiner Gruß aus dem Bad. Katechismus hilfreich sein. In ihm gibt es – und das ist typisch badisch – zu den Antworten jeweils einige biblische Texte, die die Antworten bei den Hörenden verstärken. Solche Kurztexte stellt Helmut Barié zu jedem seiner Kapitel zur Verfügung.

Mitgliederschwund und Mitgliederlob

„Mitgliederschwund“ ist zu einem Modewort geworden. Vermutlich kommt es in kirchenamtlichen Reden und Texten momentan häufiger als das Wort Bekenntnis vor. Unlängst musste sich im Fernsehen der bekennend katholische Ministerpräsident von BW den Attacken eines aufgeregten Journalisten stellen. Dieser hatte zwar keine Ahnung von den Mitgliederbewegungen innerhalb der katholischen Kirche, auch keine Kenntnis erfolgter Reformversuche und misslungener. Er hatte nur eine kurzatmige üble Schimpfe für die Kirche, zu der sich der Ministerpräsident aktiv bekennt und dabei seine Reformwünsche nicht verschweigt. Keinem Politiker hätte das Fernsehen eine solche schräge Diskussion zugemutet.

Freilich: Auch in der Kirche selbst, jedenfalls in unserer evangelischen Kirche, wird über Mitgliederschwund so geredet, dass er eher noch verstärkt als gebremst wird. Wenn mein Fußballverein Spielzeit

für Spielzeit immer weiter in der Tabelle nach unten rutscht, trete ich eben aus, um Ärger von mir fern zu halten. Wenn er besser wird, kann ich wieder eintreten. Kann man es denn mit der Kirchenmitgliedschaft nicht genau so halten? Die großen Meinungsforschungsinstitute geben die Zweifel des Publikums an dogmatischer Sprache weiter und helfen damit, Zeitungsraum zu füllen.

Ganz anders wird es, wenn es gelingt, die religiösen Bewegungen der Menschen unmittelbar hören zu dürfen. Es macht einen Unterschied, ob ich den Wortlaut des Vaterunser abrufen will oder Gefühle beim Beten in seinen verschiedenen Ausformungen. „Der war prima, die auch“. Dieser Untertitel im Buch von Helmut Barié stammt aus einer Sammlung, in der er solche Reaktionen notiert und aufbewahrt hat. Gemeindelob. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Gottes Geist kommt mit Worten von Gemeindegliedern zu denen zurück, die ihnen im Berufsalltag des Pfarrdienstes zum Hören auf die Botschaft verholfen haben. Im Besucherbuch der Johannesgemeinde in Ettlingen schreibt einer „Danke, ich komme wieder“. Und viele andere können das in dem öffentlichen Buch lesen und werden es lesen.

Früher hat man für solche Vorgänge den Begriff „theologische Existenz“ genutzt. Er war weitestgehend für die theologische Berufsgruppe reserviert. Jetzt ist er freigegeben. Man sollte ihn revitalisieren. Die Erfahrung und Haltung theologischer Existenz bei Gemeindegliedern und im Pfarramt macht Parochialgemeinden an-

schlussfähig für Besonderheiten kirchlicher Arbeit in Gruppen und Vereinen. Wenn in einer Großgemeinde Gruppen spezieller Ausbildung als Spezialisten sich kooperativ ergänzen, dann geht genau diese theologische Mitte verloren, dann führen die Kirchenwege von Enkel und Oma in unterschiedliche Richtungen und beide können nicht mehr miteinander über ihre Glaubensfragen sprechen.

Pfarrer Martin Fleißig und andere

Helmut Barié stellt uns diesen Kollegen vor Augen, der seinem Namen alle Ehre gibt. Wir lernen, wie man sich mit guten Gründen wichtig machen kann. Wie man sich im Wettkampf mit den Ideen anderer Selbstzufriedenheit verschafft. Wie verführerisch PR sein kann. Wie schwierig und wenig nützlich Arbeitszeitregelungen für die Pfarrerschaft sind. Und wie ob dem allem die Glaubensgewissheit Schaden nehmen kann. Bis man entdeckt, dass dieser Kollege eine Kunstfigur ist.

Die neben Martin Fleißig andeutend genannten anderen Kirchenmenschen kann man in dieser Rezension nicht auflisten. Ich kenne kein Buch, in dem Vertreter unterschiedlicher theologischer Schulen und kirchlicher Vereinigungen so breit benannt, als Mitdenker genutzt und uns in Erinnerung gerufen werden.

Mehr als ein „Anhang“

In der Debatte über die Zukunft der Landeskirche kommt ein ganz wesentliches Element unserer Kirche kaum vor: die Kirchenmusik. Sie ist Teil des Gemeindelebens. Sie trägt mit neuen Texten und Melodien zu Erneuerungen bei. Ist genera-

tionenübergreifend organisiert wie sonst nur der Gottesdienst. Lebt vom freiwilligen Opfer an Zeit von Gemeindegliedern. Hier gibt es schon immer Sponsoringverfahren. Das Niveau unserer Chöre entspricht in Stadt und Land oft genug dem der jeweiligen säkularen Gruppen in der Nachbarschaft. Sie lebt in hohem Maße von Eintrittsgeldern, die Menschen zusätzlich zur Kirchensteuer aufbringen, weil der geistliche Genuss ihrem Glauben nützlich ist.

In unserem Buch wird die Kirchenmusik immer wieder gestreift. Es gibt überzeugende Hinweise auf ihre Nutzung im normalen Gottesdienst. Helmut Barié versteht so viel von Kirchenmusik, dass er auch ein Ermutigungsbuch für Kirchenmusiker schreiben könnte. Es wäre auch nötig. Denn oft ist zwar die Kirchenmusik überparochial organisiert. Aber sie braucht auch Haftpunkte in den Parochialgemeinden. Der ärgerliche Streit um die Gemeindepfarrstellen wird bei deren Streichung auch die Existenz der Kirchenmusik problematisieren.

Mit dem Lied der Kirche wird oft genug gebetet. Gesungene Gebete greifen besonders tief. Das Buch von Helmut Barié ist nicht als Singebuch gemacht. Aber beten kann man damit und so dem ganzen Buch eine Ehre erweisen. Auf seiner letzten Seite ist ein Gebet abgedruckt. Dank auch dafür.

■ Klaus Baschang, Karlsruhe

Ralf Stieber

Gesellschaftliche Relevanz durch gelebte Gesprächs- und Streitkultur. 75 Jahre Evangelische Akademie Baden. Eine Chronik.

Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher, 2022

Zu den originären Errungenschaften des Protestantismus in der Nachkriegszeit lässt sich mit guten Gründen – neben den Evangelischen Kirchentagen – die Einrichtung evangelischer Akademien rechnen. Mit ihrer Gründung hatten sich viele evangelische Landeskirchen seit Ende der 1940er Jahre auf ein vielversprechendes Experiment eingelassen. Nach den Verirrungen in den Jahren des Nationalsozialismus wurde mit und in den Akademien ein Raum geschaffen, in dem das, was die junge, in Entstehung begriffene demokratische Gesellschaft bewegte, ins Gespräch gezogen und theologisch bedacht werden konnte.

Ein kühnes, wenn auch von Anfang an umstrittenes Experiment! Es war mit der begründeten Erwartung verbunden, Kirche wie Gesellschaft würden wechselseitig von diesem Dialog profitieren. Zugleich war es auch ein Experiment, das von Anfang an unter innerkirchlichem Rechtfertigungsdruck stand und sich – als neues Arbeitsfeld – im Interessengerangel anderer Arbeitsfelder immer wieder neu behaupten musste.

Was ist von diesem Experiment heute geblieben? Ralf Stieber zeichnet die Geschichte, die er selbst über Jahrzehnte als Öffentlichkeitsreferent begleitet hat, am Beispiel der evangelischen Akademie Baden von ihren Anfängen bis in die Gegenwart nach. Entstanden ist eine mit Herzblut verfasste, gut lesbare und oft spannende Chronik, die kaleidoskopartig die Akademiegeschichte von 75 Jahren mit allen Reibungen, inneren Konflikten und äußeren Infragestellungen aufblättert.

In den vielfältigen Tagungen und Tagungsreihen der vergangenen Jahrzehnte treten namhafte und weniger namhafte Akteure aus Wissenschaft und Gesellschaft auf, die sich nicht nur in Fachgesprächen, sondern auch abseits davon in eher informellen Nischen wie Mahlzeiten oder in den Pausen gegenüberstehen und da oft zueinander finden. Tagungen werden als ein dialogisches Gesamtkunstwerk geschildert, aus dem Anregungen und wegweisende Konzepte für die Zukunft hervorgegangen sind.

Seismographisch genau haben Akademien immer wieder gesellschaftliche Entwicklungen wahrgenommen und mit ihren Protagonisten diskutiert, die oft erst Jahrzehnte später in die allgemeine Wahrnehmung vorgedrungen sind.

„Hebt der Mensch das Weltklima aus den Angeln?“, wurde bereits im Jahr 1989 gefragt. Wenig später prognostizierte die Tagung „Mit Vollgas in die Sackgasse?“ Verkehrskonflikte auf Straßen und mit der Bahn, die uns heute längst eingeholt haben. Auf Tagungen zum Waldsterben oder zur Sozialpolitik, auf Foren für Friedenthemen oder zur Migrationsproblematik

wurde bereits Jahrzehnte früher diskutiert, was erst viel später auf die öffentliche politische Agenda gekommen ist. Zieht man die Linien dieser Chronik weiter in die Zukunft, dann wird deutlich, dass eine protestantische Kirche, die sich nicht in den toten Winkel einer Gesellschaft zurückdrängen lässt, nach wie vor Interesse daran haben wird, ein Observatorium für gegenwärtige und zukünftige Diskurse zu unterhalten. Für Kirche wie für die Gesellschaft bleibt es lebenswichtig, einen dritten Ort zu haben, wo verantwortungstragende Personen mit Abstand zum heißen Tagesgeschäft ins Gespräch kommen können.

Wo sonst, wenn nicht in kirchlichen Akademien, werden die Anfragen aus Ökonomie und Ökologie, aus Politik und Literatur, aus Medizin und Ethik gehört und diskutiert? Wo wird wahrgenommen und verarbeitet, was in den Feuilletons, in Romanen und Filmen der Gegenwart, in den sozialen Medien über Gott und die Welt Wahres, Halbwahres und Falsches verbreitet wird? Wo sonst ist der Ort, wo Theologinnen und Theologen die Sprache der Anderen erlernen können?

Akademiearbeit, das wird in Stiebers Chronik deutlich, ist letztendlich kirchliche Öffentlichkeitsarbeit, die auch über ihre Publikationen weit in die Gesellschaft reicht. Das geht aber nicht ohne Ressourcen, die dafür bereit gestellt werden müssen.

Stiebers Werk zeigt exemplarisch an der Geschichte der badischen Akademie auf, was öffentlicher Protestantismus ist:

einer, der sich darauf versteht, in die Gesellschaft hineinzuhören und der dann auch – vom Geist des Evangeliums inspiriert – der Öffentlichkeit etwas zu sagen hat.

■ Klaus Nagorni, Karlsruhe

Traugott Schächtele

Zum Glück gibt's Werte

Neuleinigen 2022

Wer Traugott Schächtele kennt, weiß, was einen in diesem Buch erwartet und wird doch immer wieder überrascht sein von den Gedankenblitzen und dem weitreichenden Griff in die Geschichte des Glaubens und des Denkens. Wer Traugott Schächtele nicht kennt, wird ihn über dieses Buch ein bisschen kennenlernen können und dann eben auch überrascht sein über den enormen Fundus und die ungeheure Bandbreite, welche der Autor hier wie auch sonst präsentiert.

19 kleine und doch sehr inhaltsreiche Texte präsentiert das Buch, die ausnahmslos im praktischen Kontext der Theologischen Abendgespräche mit Unternehmerinnen und Unternehmern des Arbeitskreises Evangelischer Unternehmer (aeu) entstanden sind.

Gedacht und genutzt wurden diese Texte als Eröffnungsimpulse für diese gemeinsamen Gespräche am Ende eines in aller Regel langen Tages. Sie drehen sich um Fragen des Glaubens im Horizont der eigenen Arbeit, der Verantwortung, der Herausforderungen und auch der Glücksmomente als Unternehmerin und Unternehmer. Die Impulse wollen orientieren, ohne einzuzwingen, und anstoßen, ohne zu drängen. Auf diese Weise berühren sich Glaube und Welt an dem Schnittpunkt der eige-

nen alltäglichen Arbeit, bereichern sich gegenseitig und machen deutlich, wie wichtig sie füreinander sind. Glaube und Welt existieren nur in einem Miteinander. Der ursprüngliche Bezug zu den Theologischen Abendgesprächen des aeu wird in den hier veröffentlichten Impulsen mal mehr, mal weniger deutlich herausgestellt, ist aber immer wieder erkennbar. Vor allem ist es spürbar, dass das Buch zum eigenen Nachdenken und zur wechselseitigen Kommunikation des Glaubens anleiten will.

Alle Texte verbindet dazu eine strikte Orientierung an den Fragen unserer Zeit. Dafür sprechen allein schon Titel wie „Droge Macht“ (S. 31), „Konkurrenz – Belebt sie das Geschäft oder zersetzt sie Beziehungen?“ (S. 37), „Nur nicht aus dem Rhythmus kommen! – Vom rechten Leben zwischen Burnout und Freizeitstress“ (S. 51) oder „Gott 2.0 – Und der Mensch? Wie übersteht die Religion das Internetzeitalter?“ (S. 116).

Also tasten die kurzen Texte zwischen Glaube und Welt und immer in gegenseitiger Berührung mit einer großen inhaltlichen Fülle ihr Thema ab, greifen mal hierhin und mal dorthin aus, ziehen durch die Philosophie, tauchen ein in die Mythen und Geschichten der Welt, halten sich an den geschichtlichen Zusammenhängen kurz auf und finden Bilder und Anklänge auch in der einen oder anderen nicht-christlichen Religion. Schlussendlich aber kehren sie doch immer wieder zum Kern des christlichen Glaubens in der Verbindung zum eigenen Leben zurück und machen Gottes Handeln an seiner Welt

erkennbar. In diesem ganzen Panorama an Gedanken und Erkenntnissen werden die Texte im wahrsten Sinne des Wortes wertvoll.

Es ist eine große Stärke dieses Buches, dass auch ohne eigene Kenntnis des konkreten Gesprächszusammenhangs der Theologischen Abendgespräche die aufgeworfenen Fragen und Nachdenklichkeiten Lebensfragen der Leserinnen und Leser sind. Die Impulse dienen so auch dem eigenen Nachdenken und immer wieder dem eigenen Erkennen. Hier werden keine Richtigkeiten festgestellt, sondern ein weiter Raum geöffnet, in dem nach guter evangelischer Tradition die eigene Auseinandersetzung gefragt ist.

Die ganze große Bildung, vor allem aber die Traugott Schächtele in allen Lebenslagen abspürbare unbändige Lust an eben jener Bildung und an der Freude über das Nachdenken an der Welt und an Gottes Wirken in ihr findet sich in diesen Texten. Es ist ein Vergnügen, ihm auf seine Streifzüge zu folgen und dabei eigene Entdeckungen zu machen oder Erinnerungen an längst Vergessenes zu finden.

So kann und so ist dieses Buch ein anregender Lebensbegleiter. Schön wäre eine gesprochene Version, weil es in der dem Autor eigenen Betonung und Sprachfärbung noch einmal eine eigene Wirkung erzielen wird. Denn wer Traugott Schächtele kennt, der wird ihn in seinen Texten reden hören. Wer ihn nicht kennt, sollte die Möglichkeit dazu haben. Das nämlich ist über den inhaltlichen Reichtum hinaus ein besonderes Vergnügen.

■ Maximilian Heßlein, Mannheim

Jörg Sandvoss

* 30.03.1959 † 30.11.2022

Bestattungspredigt für Pfarrer Jörg Sandvoss in Bad Rappenau Text: 1. Kor 13,13

Liebe Frau Langner-Sandvoss, liebe Familie und Angehörige von Jörg Sandvoss, liebe Trauergemeinde!

Ohne Worte. Sprachlos. Ungläubig. So war das vermutlich bei den meisten von uns, als wir von Jörgs Tod erfahren haben.

Ohnmächtig stehen wir dem Tod gegenüber und können nicht fassen, was da passiert ist.

Ein Mann, stark, fröhlich, am Abend noch bei der Chorprobe für das Weihnachtsmusical, das am Samstag aufgeführt werden sollte. Und in Vorbereitungen für den Geburtstag seiner Frau. Liebevoll hat er die Geschenke gerichtet. 30.11., das ist ihr Geburtstag und der gemeinsame Hochzeitstag. Er geht ins Bett. Er schläft ein. Aber am 30.11. wacht er nicht mehr auf.

Ohne Worte. Sprachlos. Ungläubig. Manchmal können wir nur schweigen. Oder uns der Worte eines anderen bedienen. Jörg Sandvoss hat schon vor Jahren aufgeschrieben, wie er sich seine Beerdigung wünscht. Letztes Jahr hat er seine Wünsche noch einmal handschriftlich korrigiert. Mehr neue Lieder. Aber auch klassische Musik. Hanns Dieter Hüsch. Nicht zu traurig, farbige Kleidung. Und der Text:

1. Korinther 13. Das Hohelied der Liebe. Wir haben es vorhin als Lesung gehört. Die Liebe hat im Leben von Jörg Sandvoss eine große Rolle gespielt. Zunächst ist da die Liebe zur Familie zu nennen aber auch die Liebe zu seinem Beruf.

Rufen wir uns seine persönlichen Stationen in Erinnerung: Jörg Andreas Sandvoss wurde am 30.03.1959 in Hamburg geboren. Er war das älteste Kind seiner Eltern Rosemarie und Gerhard. Zusammen mit seinen jüngeren Schwestern Birgit und Regina wächst er in Hamburg auf. Als Jugendlicher ist er aktiv in einer Kirchengemeinde in Langenhorn und lässt sich dort mit 18 Jahren taufen.

Die Gemeindegarbeit macht ihm viel Freude und er beschließt, Pastor zu werden. Das Studium absolviert er in Hamburg. Nach der Hochzeit mit seiner ersten Frau Luise zieht das Paar nach Bielefeld, in den Bodelschwingschen Anstalten in Bethel arbeitet Jörg Sandvoss als Pflegehelfer mit behinderten Menschen. Bei Bielefeld wird er dann auch Vikar und Pfarrer zur Anstellung. 1990 wird die Tochter Johanna, 1991 der Sohn Nathan in Bethel geboren.

In der Nordelbischen Landeskirche arbeitet Jörg in etlichen Gemeinden, in manchen nur kurz im Vertretungsdienst. Er war Pastor in Geesthacht, in Westerland, in Nortorf, Ascheberg und Wedel. In Ascheberg wohnten auch seine Eltern, dort findet auch die Hochzeit mit seiner

zweiten Frau Ursula 2005 statt. Die Familie ist ihm wichtig, seine Kinder Johanna und Nathan, der Sohn seiner Frau Ursula, Sascha und später dann auch die Enkelkinder Jonas und Manuel. Für sie wollte er ein guter Opa sein, er hatte viel Freude an ihnen.

Einen riesigen Sprung wagt das Ehepaar Sandvoss mit dem Neubeginn in Süddeutschland. Das Klima bekommt ihnen, sie lieben die Sonne und die Natur. Nach einem Jahr in Nassig bei Wertheim wird Jörg Sandvoss Pfarrer in Obergimpfern, Grombach und Ehrstädt.

Nirgendwo war er so lange wie hier im Dienst. Die seelsorgerliche Begleitung der Menschen war ihm wichtig, die Gottesdienste, vor allem die Musik im Gottesdienst. Er sang unheimlich gern auch in der Schule oder mit den Konfis. Die Ökumene war ihm ein großes Anliegen.

Ich kenne keinen Kollegen, der so vorausschauend gearbeitet hat wie er. Die Texte für die Gottesdienste bis Jahresende liegen schon vorbereitet in der Schublade. Seine Pläne sind fast schon legendär. Haben uns aber so manches Mal auch vor große Herausforderungen gestellt. Denn nicht jeder hatte die gleiche Gangart, und klein begeben war nicht seine Sache. Er war ein Kämpfer in vielerlei Hinsicht. Doch war es Gott sei Dank auch immer wieder möglich, einen Schritt aufeinander zuzugehen. Manchmal konnte das dauern. Aber gerade in den letzten Wochen, so haben es einige erzählt, war so ein aufeinander Zugehen zu spüren.

In seiner Freizeit war Jörg Sandvoss gern in der Natur, auch die Gartengestaltung war ihm ein Anliegen. Vor ungefähr drei Jahren hat er ein neues Hobby entdeckt

und sehr gerne mit Holz gearbeitet. Seine Skulpturen hat er erst kürzlich ausgestellt. Und er hat gerne Sport gemacht, war laufen und hat mit Hanteln trainiert. Er war nie krank. Doch zuletzt musste er beim Laufen öfter stehenbleiben und Atem holen. Zum Arzt wollte er aber nicht gehen. Wir wissen nicht, ob sein Herz schon vorher geschwächt war, wir wissen nur, dass es in dieser Nacht zum 30.11. aufgehört hat zu schlagen.

Liebe Trauergemeinde,
Rückblick auf 63 Jahre Leben. Manches davon haben wir mitverfolgt, anderes ist uns verborgen geblieben. Der Apostel Paulus schreibt im 1. Korintherbrief: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin“. Es ist uns nicht möglich, einen anderen Menschen ganz zu kennen. Es ist uns noch nicht einmal möglich, das eigene Leben vollkommen zu verstehen. Die Brüche, das Scheitern, die Fragen, auf die es keine einfachen Antworten gibt.

Dann aber, in der Ewigkeit, wenn ich Gott von Angesicht zu Angesicht schauen darf, dann werde ich erkennen, wie ich erkannt bin. Hier auf Erden können wir es nur versuchen. Auch mit der Liebe. „Die Liebe erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, duldet alles“. Wir wissen, dass menschliche Liebe das nicht immer schafft. Wir können viel ertragen, aber eben nicht alles. Doch der Apostel Paulus weiß: Gottes Liebe schafft das. Gott liebt uns unendlich, und auch seine Geduld mit uns ist unendlich. Es ist schließlich Gottes Liebes-Handeln,



das unsere menschliche Liebe weckt und stark macht. „Nun aber bleiben Glauben, Hoffnung, Liebe diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen“. Ja, die Liebe ist die größte. Die Liebe, die wir einander schenken und die Liebe, die Gott uns schenkt.

In einem seiner letzten Texte hat Jörg Sandvoss diesen Gedanken aufgegriffen und wunderbar formuliert. Er schrieb: „Neues Leben fängt an. Schon jetzt bereitet es sich vor. Mitten im Winter dieser Welt wirft es seinen Glanz voraus: Aus Gottes Ewigkeit scheint er zu uns herüber. Es ist Advent. Der Herr kommt. Wie ein Liebender zu seiner Geliebten – so kommt er zu uns und aller Welt. Immer wieder rufen Menschen ihn – voller Sehnsucht und Verlangen: Erbarme dich! Eile uns zu helfen! Schau mich an! Schaffe Frieden! Rette! Heile! Und er kommt: voller Freude und mit einer ungestümen Kraft. Nichts kann ihn aufhalten. Hindernisse überwindet er, als wären sie gar nicht da. Seine Liebe ist stärker als alles; stärker sogar als der Tod“. Darauf vertrauen wir. Amen

■ Christiane Glöckner-Lang, Sinsheim

Zu guter Letzt

Theologische Weiterarbeit:

Die Konkordie läßt die verpflichtende Geltung der Bekenntnisse in den beteiligten Kirchen bestehen. Sie versteht sich nicht als ein neues Bekenntnis. Sie stellt eine im Zentralen gewonnene Übereinstimmung dar, die Kirchengemeinschaft zwischen Kirchen verschiedenen Bekenntnisstandes ermöglicht. Die beteiligten Kirchen lassen sich bei der gemeinsamen Ausrichtung von Zeugnis und Dienst von dieser Übereinstimmung leiten und verpflichten sich zu kontinuierlichen Lehrgesprächen untereinander.

Das gemeinsame Verständnis des Evangeliums, auf dem die Kirchengemeinschaft beruht, muß weiter vertieft, am Zeugnis der Heiligen Schrift geprüft und ständig aktualisiert werden.

Es ist Aufgabe der Kirchen, an Lehrunterschieden, die in und zwischen den beteiligten Kirchen bestehen, ohne als kirchentrennend zu gelten, weiterzuarbeiten. Dazu gehören:

Hermeneutische Fragen im Verständnis der Schrift, Bekenntnis und Kirche; Verhältnis von Gesetz und Evangelium; Taufpraxis; Amt und Ordination; Zwei-Reiche-Lehre und Lehre von der Königsherrschaft Jesu Christi; Kirche und Gesellschaft.

Zugleich sind auch Probleme aufzunehmen, die sich im Hinblick auf Zeugnis und Dienst, Ordnung und Praxis neu ergeben.

Aufgrund ihres gemeinsamen Erbes müssen die reformatorischen Kirchen sich mit den Tendenzen theologischer Polarisierung auseinandersetzen, die sich gegenwärtig abzeichnen. Die damit verbundenen Probleme greifen zum Teil weiter als die Lehrdifferenzen, die einmal den lutherisch-reformierten Gegensatz begründet haben.

Es wird Aufgabe der gemeinsamen theologischen Arbeit sein, die Wahrheit des Evangeliums gegenüber Entstellungen zu bezeugen und abzugrenzen.